





DIE MODE

Menschen und Moden im neunzehnten Jahrhundert

Nach Bildern und Blättern der Zeit
ausgewählt und geschildert von

Max von Boehn

* * * *

1878—1914



MÜNCHEN / BEI F. BRUCKMANN A.-G.

Klischees und Druck von F. Bruckmann A.-G., München 1919

MENSCHEN UND MODEN

1878–1914

Inhalts-Übersicht

Erstes Kapitel:

Zweites Kapitel:

Drittes Kapitel:

Viertes Kapitel:

»Es war einmal«

Wir, die wir stolz und glücklich die großen Tage von 1870/71 miterleben durften, waren damals und noch lange nachher der Meinung, eine neue Epoche habe begonnen. Wir haben uns geirrt. Es war nur eine Episode. Nur ein Traum. Ein neidisches Geschick erfüllte die Sehnsucht langer Generationen und erlaubte Deutschland einen raschen und glänzenden Aufstieg, aber nur, um es von der Höhe in einen Abgrund zu schleudern, dessen ganzes Entsetzen wir uns noch zu begreifen scheuen. Für uns sind Glanz und Glück gewesen. Umgeben von den Trümmern einer sinnlos gewordenen Gegenwart, gelähmt durch den Ausblick in eine Zukunft, die nur Schrecken zu bergen scheint, blicken wir jetzt rückwärts in die Zeit vor dem Kriege, wie auf ein Eiland der Seligen, das wir durchmessen durften, in dem zu weilen uns aber nicht vergönnt war.

Darf man heute schon unternehmen diese Periode, die wir miterlebten, zu schildern? Können wir uns selbst schon historisch sehen? Hat der Abgrund, den diese vier Kriegsjahre zwischen dem Einst und dem Jetzt aufgerissen haben, uns in die Distanz zu Menschen und Dingen gebracht, die für den objektiven Betrachter notwendig ist? Wir glauben es. Denn in der Katastrophe, die das neue Deutschland von dem alten trennt, ist alles untergegangen, Zustände und Verhältnisse, Sitten und Gebräuche, die Voraussetzungen des Denkens und die Triebfedern des Handelns. So wie uns mag den Einwohnern von Pompeji und Herkulanum zumute gewesen sein, wenn sie auf den Schlackenfeldern standen, die ihre schöne und liebliche Heimat bedeckten. Es ist alles so ganz anders geworden, daß die Zeit vor dem Sommer 1914 heute schon in die Ferne gerückt ist, in der wir einst das Jahr 1848 oder den Siebenjährigen Krieg sahen. Fünfzig Jahre scheinen zwischen heute und damals zu liegen, nicht fünf. Da mag der Versuch gewagt werden, das Kulturgemälde der Modengeschichte einer vergangenen Gesellschaft, das wir in den früheren Bänden darzustellen versuchten, zu einem Abschluß zu bringen. Es ist das Schlußkapitel einer langen Entwicklung. Eine neue Weltordnung hat begonnen.



Mode Artistique, Oktober 1880

Das Zeitalter der Technik

Als das 18. Jahrhundert sich seinem Ende zuneigte, da sprachen die Zeitgenossen mit Stolz davon, daß sie im »philosophischen Jahrhundert« lebten, so sehr erfüllte sie der Gedanke, im Gegensatz zu der Vergangenheit, die sie mit einiger Geringschätzung als die theologische begriffen, in einem Zeitalter zu leben, das sie als vorgeschritten betrachteten. Wenn wir heute für das 19. Jahrhundert nach einer generellen Bezeichnung suchen würden, so dürften wir es vielleicht mit Recht das »Jahrhundert der Technik« nennen. Wie das 18. Jahrhundert sich eine neue Gedankenwelt eroberte, so hat das 19. Raum und Zeit überwunden, wie jenes sich auf Gebieten heimisch machte, deren Betreten ihm ein starres Dogma bis dahin verschlossen hatte, so hat das eben vergangene sich durch die Erweiterung der Naturerkenntnis unerhörte Bahnen der Lebensbetätigung



Mode Artistique, Mai 1880



Photographie, 1880

geschaffen, wie jenes im Unsichtbaren, so hat dieses im Reich des Sichtbaren Entdeckungen von unerhörter Tragweite gemacht. Gewiß war die Ausbildung der Technik nur eine Folgeerscheinung des Naturerkennens, aber die Schnelligkeit, die auf der neu gewonnenen Grundlage des Wissens jeden Gedanken sogleich in einen praktischen Fortschritt umzusetzen wußte, gibt diesem Jahrhundert die charakteristische Signatur. Das Gefühl für das sofortige Ausnutzen neu gegebener Möglichkeiten, der Hang, eine Idee nur soweit zu schätzen, als sie sich alsbald in greifbare Werte ausmünzen läßt, hat die Technik, d. h. die angewandte Wissenschaft an die erste Stelle gerückt. Sie hat im 19. Jahrhundert den Geisteswissenschaften den Rang streitig gemacht, den sie bis dahin unangefochten eingenommen hatten. Die Theologie, die Philologie, die Philosophie, die bis dahin das Denken



Sarah Bernhardt als Kameliendame, 1881

allein beschäftigt hatten, sind in den Hintergrund gedrängt worden. Jahrtausende hatte die Metaphysik geherrscht und den Fortschritt der Menschheit aufgehalten. Seit die Menschen sich von der reinen Spekulation abgewandt und der Forschung des Sichtbaren zugewandt haben, gelang es ihnen, in Jahrzehnten größere Fortschritte zu machen, als sie vorher in ebensoviel Jahrhunderten erzielt worden waren. So darf man wohl mit Recht von dem 19. Jahrhundert als dem der Technik sprechen, um so mehr, als die ganze Kultur dieses Zeitraumes in engstem Zusammenhang mit allem steht, was



F. A. von Kaulbach — *Freifrau von Cramer-Klett*

diese Technik hervorbrachte, ja in der Mehrzahl ihrer Erscheinungen sich als nichts anderes, als eine Folgeerscheinung dieser hoch entwickelten Möglichkeiten darstellt. Ob wir die Politik, die sozialen Verhältnisse, die Kunst oder die Literatur betrachten, wir werden sehen, daß der letzte Anstoß zu ihren Bewegungen, zu den Umstellungen, die sie eingingen, immer von den Fortschritten abhing, die die Technik machte. Ihr Einfluß war es, der sich bis in die feinsten Verästelungen des Lebens der Gesellschaft geltend macht, der binnen weniger Jahrzehnte nicht nur die gesamte Wirtschaft Europas auf völlig neue Grundlagen stellte, sondern Denken und Fühlen jedes einzelnen Individuums nach ganz neuen Gesichtspunkten orientierte.

Einschnitte der Entwicklung

Viel zu sehr haben wir uns gewöhnt, die Geschichte der Menschheit nach irgendwelchen äußeren Ereignissen einzuteilen, so, als ob ein Krieg oder eine Revolution die Drehpunkte der Entwicklung darstellten. Für das vergangene Jahrhundert trifft diese oberflächliche Schematisierung jedenfalls



Ferdin. Heilbuth, Auf der Seine

noch weniger zu, als für irgend eine ältere Zeit. Weder die Revolution von 1830, noch jene von 1848, noch der Deutsch-Französische Krieg bilden die großen Einschnitte der Entwicklung, wir haben diese vielmehr in den Entdeckungen der Technik zu suchen. Die Einführung der Dampfmaschine und des elektrischen Telegraphen waren von größerer Wichtigkeit als der Sturz einer und die Konstituierung irgend einer anderen Regierung, denn sie haben vollkommen die Basis geändert, auf der sich das historische Leben der Nationen vollzog. Das Eindringen der Maschine in den handwerklichen Betrieb, das zur Fabrikation im großen führte, die totale Aenderung der Verkehrsverhältnisse und der persönlichen Mitteilung haben das bürgerliche Leben einschneidender beeinflußt, als irgend welche Paragraphen dieser oder jener Verfassung es vermochten. Dadurch, daß sich die Bevölkerungsverhältnisse verschoben, die Art und Weise der Güterherstellung eine andere wurde, vollzogen sich Veränderungen so grundstürzender Art in den Anschauungen, daß die alten Formen der Gesellschaft nirgend mehr für das neue Leben

passen wollten. Es findet eine völlige Umschichtung der einzelnen Klassen statt, aber während die Zusammensetzung der Gesellschaft eine ganz andere wird, bleibt der Mechanismus der Regierung derselbe. Aus dieser Inkongruenz der Regierenden und der Regierten entsteht das dauernde Mißverstehen beider. An Stelle des Zusammenwirkens tritt ein Auseinanderstreben, bei dem der Stärkere schließlich den Sieg davontragen wird. Das geistige Beharrungsvermögen der regierenden Kasten ist die Ursache, daß sie die Aenderungen, die sich vollziehen, vielleicht nicht sehen können, vielleicht nicht sehen wollen. So geht ihnen allmählich jede Beziehung zu den Schichten verloren, auf deren Schultern sie stehen. Schließlich schweben sie in der Luft und ihre Herrschaft, die der Fundamente entbehrt, wird von jedem Windhauch anderer Anschauungen zum Erzittern gebracht. Die politischen Parteien schwören noch auf Schlagworte, die längst ihren Kurs verloren haben, ohne daß sie es merken. Diese Parteiungen gehören Zeiten an, die, wenn sie auch nur einige Jahrzehnte zurückliegen, doch von der modernen Technik soweit überholt sind, daß ihr Fühlen und Empfinden heute gar nicht mehr verstanden wird, daß die, deren Denken noch auf sie eingestellt ist, sich mit dem neuen Geschlecht überhaupt nicht mehr verstehen können. Wohl schallen die Worte hinüber und herüber, aber keiner versteht die Sprache des anderen. Diesen Einfluß übt die Technik auf die Politik, weil sie die sozialen Verhältnisse vollkommen verschoben hat, eine Folge-



Ed. Manet, Bildnis, 1881

erscheinung, die zu den hervorstechendsten dieses Zeitalters gehört. Der industrielle Prozeß, der die Maschine in die menschliche Existenz einschaltete, war von schwerwiegenderen Folgen für die Menschheit, als es jemals irgend eine Erdkatastrophe, ein Krieg oder eine Revolution gewesen sind. Er stellt einen Vorgang dar, der am Anfang einer neuen Periode der Menschheitsgeschichte steht, in seiner ganzen Wichtigkeit heute noch kaum gewürdigt. Die Arbeitsteilung, welche der Fabrikationsbetrieb vorgenommen hat, macht aus dem Menschen vom Ende des 19. Jahrhunderts ein ganz anderes gesellschaftliches Wesen, als es jemals irgend einer seiner Vorfahren war. Sie gibt ihm zahllose Vorteile an die Hand, sie erleichtert und vereinfacht sein Leben, aber sie macht ihn auf der anderen Seite auch so abhängig von seinen Nebenmenschen, sie ordnet ihn so erbarmungslos in die Riesenmaschinerie der gesellschaftlichen Gesamtexistenz ein, daß sie ihm Willen und Initiative auf das grausamste beschneidet und einer unserer Denker einmal von diesem Bewußtsein erdrückt, ausrief: »Ich lebe nicht, ich werde gelebt«. Die Maschine war die Dienerin des Menschen, aber die Dampfkraft, die er sich untertänig machte, hat sich furchtbar gerächt, denn sie ist längst zu seiner Herrin geworden. Sie beraubte ihn der Freiheit, denn sie füllt sein Dasein mit tausend Ansprüchen, auf die er im Betriebe des Lebens nicht mehr verzichten kann. Sie nötigt ihm tausend Beziehungen auf, die widerwärtig und trostlos sind und doch nicht abgestreift werden können. Sie verkettet ihn so eng mit einer Unzahl anderer Wesen, daß sie jeden seiner Schritte behindert und ihn zum Trott in der Herde der großen Masse zwingt. Das ist der tiefere Sinn der Verschiebung der sozialen Verhältnisse, der sich jedem, auch dem Höchstgestellten und Reichsten fühlbar macht. Vielleicht nicht immer und nicht jedesmal in gleicher Stärke, aber das Stillstehen auch nur einer Spule im Getriebe des großen Räderwerkes unserer heutigen Gesellschaftsordnung wirkt auf alle zurück, die mit eingeschaltet sind und es gibt niemand, der das nicht wäre. Diese Knechtschaft, in die uns die Maschine gezwungen hat, ist ein größeres Uebel, als es jemals der Sozialismus war. Sie hat das Leben so verworren gemacht, daß, wenn auch nur einer an seiner Kette rüttelt, an die wir mit ihm geschmiedet sind, wir es alle fühlen, die Fesseln,



Edouard Manet, Bar in den Folies Bergères, 1881

die wir tragen, schneiden dann auch in unser Fleisch und drücken doppelt schmerzhaft.

Sozialismus und Sozialdemokratie

Mit dem Sozialismus hätte man fertig werden können, wenn man sich nur ernstlich mit ihm hätte auseinandersetzen wollen, aber wie viele verwechseln auch heute noch den Sozialismus, der eine ideale Weltanschauung darstellt, mit seiner Vertreterin, der Sozialdemokratie, die eine oft recht rauhbeinige Gesellschaft ist. Die Technik hat den Sozialismus hervorgebracht, er kam im Gefolge der Maschine und der Fabrik. Kaum hatte sich das Bürgertum die Ellenbogenfreiheit gesichert, die ihm erlaubte, in freiem Wettbewerb ausschließlich der Mehrung seines Besitzes zu leben, als der Lohnsklave, den es für sich arbeiten ließ, sein Haupt erhob und sich gegen das Joch empörte, das ihm auferlegt wurde. Anfangs war diese Revolte sinnlos und unvernünftig, die Arbeiter zerstörten Fabriken und Maschinen, als seien diese mehr als bloße Symbole ihrer Abhängigkeit, bald aber gewannen sie Führer und ein System, der Sozialismus entstand als Weltanschauung der Arbeitnehmer. Dem schrankenlosen Indivi-

dualismus der Arbeitgeber gegenüber, hatte der Sozialismus den Vorzug des sittlichen Prinzips, er war Wissenschaft und Glaube zu gleicher Zeit. An Stelle der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, die die Menschen verelendet, um den Reichtum in einigen wenigen Händen zusammenzuballen, setzte der Sozialismus die Lehre von der kommunistischen Gesellschaft, die die Produktion zentralisiert, um ihre Erzeugnisse allen gleichmäßig zugute kommen zu lassen. Der Kapitalismus trennt, der Sozialismus glaubte zu einen. Mitten in das Spiel der entfesselten technisch-industriellen Kräfte platzte die sozialistische Lehre wie eine Bombe. Während sich der Reichtum der Reichen unaufhörlich mehrte, überall neue Industrien erblühten, immer neue Fabriken entstanden, forderte der Sozialismus die Abschaffung des Privateigentums durch die Vergesellschaftung der Produktionsmittel, verkündete er den Kampf des Proletariats gegen das Bürgertum, als das einzig wirksame Mittel zum Sturz des Kapitalismus. Erst gar nicht verstanden, wurde er bald um so mehr gehaßt und gefürchtet, er bedrohte den Besitz der einen und störte die Gedankenkreise der anderen. Sichtbar wird seine Aufgabe seit er zur Durchsetzung seiner Ziele eine politische Partei gründet. 1868 konstituiert sich die sozialdemokratische Partei, der 1869 in Deutschland 150000 Arbeiter angehören. Bei den Reichstagswahlen von 1874 erzielte sie mit 350000 Stimmen neun Mandate, vierzig Jahre darauf wurden im Deutschen Reich 4½ Millionen Stimmen für die Sozialdemokratie abgegeben. Aus den neun Reichstagssitzen waren 110 geworden. Zu diesem unaufhaltsamen Wachstum hat die Regierung durch ihre falschen Maßregeln mindestens ebensoviel beigetragen, wie die glänzende Utopie des Sozialismus selbst, die das Proletariat in seinen Bann zwang. Für den alten Klassenstaat waren die neuen Ideen nicht nur gefährlich, sondern auch unbequem, sie nötigten zum Umdenken. Unter den regierenden Kasten aber standen Bureaukratie und Militär obenan, beide durch eine Tradition von Jahrhunderten gewöhnt zu herrschen und in den Beherrschten nichts anderes zu sehen, als gottgewollte Abhängigkeiten. Je weniger das moderne Leben von den Paragraphen und dem Formelkram der Juristen einzufangen war, um so anmaßender versuchten sie ihm Gewalt anzutun und seine Aeußerungen zu verstümmeln, um



Mode Artistique, September 1883



Hans Makart, Fürstin Bülow

Marchetti, Das Rennen, 1882

Recht zu behalten. Die Bureaukratie trägt Scheuklappen, damit sie nicht durch den Anblick des gesunden Menschenverstandes aus der Fassung geraten kann. Die hervorragende Rolle, die das Militär im Staate spielte, versteht sich nach drei siegreichen Kriegen ohnehin von selbst. Der Taumel der Selbstüberhebung, der sich nach 1870 der oberen Klassen in Deutschland bemächtigte, förderte den Militarismus, d. h. die Ausdehnung rein soldatischen Empfindens und Denkens auf Gebieten der Kultur, die nichts damit zu tun haben und führte dazu, dem Militär jene Allmacht zuzuerkennen, die es zur ausschlaggebenden Instanz im Staatsleben machte. Neben der Bureaukratie und dem Militär, die auf dem Autoritätsglauben fußten, neben dem Bürgertum, das auf seinen Besitz pochte, nahm sich die Sozialdemokratie allerdings fremdartig genug aus. Sie besaß nichts, nicht einmal die Bildung, sie leugnete die Autorität und hatte nichts für sich, als das unveräußerliche Recht auf eine menschenwürdige Existenz, das sie für die Ihren beanspruchte. Dadurch gewann sie die Massen für sich, die Massen, die die Tausend und Abertausend Zähnchen im Räderwerk des heutigen gesellschaftlichen Lebens bilden. Dem Unverstand, dem sie bei ihrem Auftreten überall begegnete, trat die neue Partei mit Brutalität gegenüber und vergalt Haß mit Haß. Den Politikern war sie eine Anfechtung und nur die Wissenschaft — Deutschland hätte nicht Deutschland sein müssen — gab sich die Mühe, sich mit der neuen Lehre auseinanderzusetzen. 1872 wurde der Verein für Sozialpolitik gegründet, in dem Schmoller, Brentano, Wagner daran gingen, den Sozialismus zu ergründen. Die Regierung stellte sich von Anfang an feindlich zu einer Bewegung, die sie wohl nicht unterschätzte, aber doch ganz falsch einschätzte, denn sie glaubte sie durch polizeiliche und richterliche Willkür unschädlich machen zu können. Die schneidigen Richter und Staatsanwälte haben zwar durch ihr parteiisches Vorgehen den Glauben an Recht und Gerechtigkeit erschüttert, die Sozialdemokratie aber nicht ausgerottet. Mit Freuden ergriff Bismarck den Vorwand der beiden Attentate, die 1878 auf Kaiser Wilhelm I. ausgeführt wurden, um die verhaßte Partei außerhalb des Gesetzes zu stellen. Das Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie, das ihre Bekenner wie Verbrecher hetzte und verfolgte, hat das



Mode Artistique, August 1882

Gegenteil von dem bewirkt, was es bezweckte. John Burns hat es einmal Lili Braun sehr hübsch auseinandergesetzt, wie in Deutschland Regierung, Militär und Polizei die Sozialdemokratie erst durch den konzentrischen Druck, den sie von allen Seiten auf sie ausübten, zu der einigen, festgeschlossenen Macht umschufen, die diese Partei in allen anderen Ländern, in denen sie frei war, vermissen ließ. Das militaristische Denken, alles mit Gewalt machen zu können, führte eben auf Irrwege. Bis dahin war der Internationalismus der Sozialdemokratie nur ein Punkt ihres Programms, die Verfolgung, die die Führer aus Deutschland vertrieb und sie zum Aufenthalt in der Fremde zwang, hat sie erst mit Notwendigkeit »vaterlandslos« und international gemacht. Im Anfang des Jahrhunderts fühlten sich die ersten und erlesensten Geister der Nation als Weltbürger, am Ende desselben waren es die Proletarier, die so empfanden. Die gleiche unglückliche Hand, die Bismarck in diesem Ausnahmegesetz betätigte, führte ihm auch bei der berühmten sozialen Friedensbotschaft Kaiser Wilhelm I. die Feder, die er zehn Jahre zu spät herausgab. Das Jahr 1881, in dem er mit ihr hervortrat, ist zwar der Ausgangspunkt einer neuen sozialpolitischen Aera geworden, aber die Gesetze über die Kranken- und Unfallversicherung, die Invaliditäts- und Altersversicherung, die in diesem Jahrzehnt folgten, kamen zu spät, um der Sozialdemokratie den Wind aus den Segeln zu nehmen. Sie bedeuteten in der Tat eine Anerkennung des Sozialismus im Prinzip, indem sie die Pflicht des Staates betonten, die wirtschaftlich Schwächeren



Georges Lehmann, Pariserin, 1883



G. Clairin, Froufrou, 1882



Mode Artistique, Februar 1885

zu schützen und für sie zu sorgen. Die Regierung tat den ersten Schritt auf der Bahn, die ihr die Sozialdemokratie vorgezeichnet hatte. Insofern stellen die achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts in der Tat eine gewaltige Etappe auf dem Wege zum Zukunftsstaat dar. Wir werden noch sehen, daß dieser gleiche Zeitraum den Sozialismus auch auf allen anderen Gebieten nicht nur jenem der Gesetzgebung zu voller Wirkung brachte.

Diese Ausbreitung der Gedanken und Ideen des Sozialismus hing auf das engste mit der Unterdrückung zusammen, die die offizielle Partei in diesem Jahrzehnt zu erleiden hatte. Indem man Polizisten und Spitzel auf die Spur von Männern hetzte, die nichts anderes verbrochen hatten, als daß sie anders dachten, als die offiziellen Machthaber, verschaffte man der



H. Herkomer, Miß Grant, 1885

Partei Märtyrer. Wieder ihren eigenen Willen verhalf die Regierung der Partei nicht nur zur Einigung, sondern auch zu einer gewissen Läuterung, denn die Gründe, um derentwillen sie verfolgte und strafte, schienen sittlich unanfechtbar und belasteten die Verfolger mit dem Odium der Willkür und der Tyrannei. Die Jahre, während derer das Sozialistengesetz in Kraft war, haben die werbende Kraft der Partei nicht geschwächt, sondern gestärkt. Weite Kreise, die sich bis dahin nicht um die Fragen, die hier zur Diskussion standen, gekümmert hatten und nun Zuschauer eines Kesseltreibens wurden, bei dem, wie Theobald Ziegler sagt, die Verfolgten besser waren als die Verfolger, wurden stutzig und konnten, wenn sie anfingen nachzudenken, gar nicht anders,



Albert von Keller, Kleine Pariserin, 1883

als den Verfolgten ihre Sympathie zuwenden. Damit hing es wohl auch zusammen, daß Kaiser Wilhelm II. 1890 die Aufhebung des unseligen Gesetzes verfügte. Es hatte zwölf Jahre bestanden und eine Summe von Erbitterung aufgehäuft, die nicht wieder zu beseitigen war. Nichts wirkt so zerrüttend auf die Seelen als die Ungerechtigkeit, und wenn man sich vorstellt, daß diese Ungerechtigkeit größtenteils in Schikanen untergeordneter Beamter geltend gemacht wurde, so begreift man, daß Deutschland den Sozialdemokraten gründlich und dauernd verleidet war. Vielleicht würde es dazu gar nicht einmal der fortgesetzten Beschimpfungen bedurft haben, mit denen der jugendliche Kaiser alle die belegte, die anders dachten als er — Scheltworte, die bei ihm wahrscheinlich durch ein Gefühl der Beschämung ausgelöst wurden. Bei seinem Regierungsantritt hatte er sich vermessen, die soziale Frage allein lösen zu können und als er nun einsah, daß dazu mehr nötig sei, als nur der gute Wille, übermannte ihn der Zorn immer Hindernissen zu begegnen, die ein Befehl nicht einfach aus dem Wege räumte.



F. A. v. Kaulbach.
Prinzessin Gisela von Bayern, 1885

Wenn das Jahrzehnt, währenddessen das Sozialistengesetz Geltung hatte, die Sozialdemokratie nicht tötete, so hat es natürlich noch weniger vermocht, dem Sozialismus etwas an-



F. v. Lenbach, Fürst Bismarck *(Verlag v. F. Bruckmann A.-G.)*

zuhaben. Er war nun glücklich überall, er lehrte im Bilde, überzeugte im Roman, predigte von der Bühne, er lag in der Luft, die man atmete und begleitete den Reisenden rund um die Welt. Er beschäftigte alle Gedanken und es wäre wohl nicht leicht möglich gewesen, zwischen 1880 und 1914 eine Zeitung in die Hand zu nehmen, die nicht auf die Probleme, die mit ihm zusammenhängen, hingeführt hätte. »Ueberall spürt man die Drohung,« schreibt Hermann Bahr einmal, »daß etwas Großes, etwas Starkes, welches nicht mehr abzuweisen ist, Einlaß verlangt«. Einer unserer jüngeren Künstler hat ein Blatt radiert, auf dem man eine Plattform sieht, die von vielen kräftigen Armen in die Höhe gehalten wird. Oben tanzen, lieben und genießen elegante Herren und Damen, darunter steht: Wie lange noch? Dieses Bild bringt das Ge-



F. v. Lenbach, Kaiser Wilhelm I. Original im Städt. Museum zu Leipzig

fühl, das in den letzten zwanzig Jahren vor dem Weltkriege herrschte, meisterhaft zum Ausdruck. Es war ein Gefühl, mit dem sich jeder in Furcht, Erwartung oder Neugier abfand, wie er konnte und nur die Staatsmänner und die Berufspolitiker haben nichts davon gewußt.

Das Parteiwesen

Als der Sozialismus auf der politischen Bühne erschien, traf er ein unvorbereitetes Geschlecht. Die alten Parteien, die er in Deutschland vorfand, trugen schlechte Masken. Als er nun seine Auseinandersetzungen begann, sagte die eine: Thron und Altar; die andere: Freiheit und Recht; die dritte: Religion, aber es klang immer wie Portemonnaie. Sie sprachen alle unendlich viel vom »Vaterland« und sie meinten doch immer nur ihre persönlichen Interessen und die kleinlichsten und unwürdigsten dazu. Als das Bürgerliche Gesetzbuch für



Mode Artistique, Dezember 1886

das Deutsche Reich endlich so weit fertig war, daß es dem Reichstag zur Beratung vorgelegt werden sollte, entdeckten die Herren auf der Rechten, daß sich in demselben eine Bestimmung fand, die auch für den Wildschaden, den Hasen und Fasanen anrichteten, eine Entschädigung vorsah. Darüber entrüsteten sie sich derartig, daß der Sprecher ihrer Partei am 23. Juni 1896 erklärte, sie würde, wenn diese Bestimmung bliebe, vorziehen, das ganze Bürgerliche Gesetzbuch in den Papierkorb fallen zu lassen. Regierung und Reichstag mußten sich vor ihrer Macht beugen. Die preußische Steuerreform des Ministers Miquel brachten sie zu Fall, weil die progressive Erhöhung der Steuer auch die Einkommen von über 100000 Mark jährlich erfassen wollte. Das schien ihnen ein unbilliges Verlangen und sie stießen Weherufe über Ver-



Mode Artistique, April 1886



Mode Artistique, Juli 1888

mögenskonfiskation aus. So sahen die Parteien aus, mit denen die Sozialdemokratie nach 1890 zusammenarbeiten sollte. Ist es dann ein Wunder, daß es zu den heftigsten Reibungen kam, wenn die Besitzenden sich in ihrer Selbstsucht auch vor den verständigsten Ansprüchen verschlossen und nichts, aber auch gar nichts von den Rechten aufgeben wollten, die sie selbst zu Unrecht besaßen?! Großindustrielle und Großgrundbesitzer wußten die Hintertüren zu finden, durch die man seinen Einfluß zur Geltung bringt. Sie verstanden es, das Tempo sozialer Reformen so zu verlangsamen, daß sie schließlich ganz ins Stocken gerieten. Da sie sich ihren Gegnern geistig nicht gewachsen zeigten, so versuchten sie wenigstens, sie zu verunglimpfen. Ein preußischer Minister erklärte, von einem Zusammenarbeiten mit Sozialdemokraten



Hugo Vogel, Bildnis, 1888

dürfe nie die Rede sein, sie wären höchstens »Objekte der Gesetzgebung« und im Abgeordnetenhause wurde einmal lange darüber debattiert, ob es eine persönliche Beleidigung sei oder nicht, wenn man von einem Manne behaupte, er sei sozialdemokratisch angekränkelt. Welches Agitationsmaterial bot nur die Forderung der Ausdehnung des Reichstagswahlrechts auf Preußen der Partei der Linken! Sie kam immer wieder zum Scheitern, weil die Herren, denen das blödeste Wahlrecht der Welt, die Majorität im Abgeordnetenhause sicherte, rechtzeitig nichts zum Opfer bringen wollten, was ihre Vorteile traf. Immer schoben sie das Staatsinteresse vor und stellten sich, als werde die Regierung nicht mit einem Hause fertig werden können, das aus der allgemeinen, gleichen und geheimen Wahl hervorgegangen sei. Als ob nicht jede Regierung mit jedem Parlament machen könne, was sie wolle, wenn sie sich Mühe gibt und es richtig anfängt. Immer diktierte die Furcht, die eigene Macht einzubüßen, die Handlungen dieser Partei, niemals die Rücksicht auf das allgemeine Wohl und immer fanden die Konservativen den bürgerlichen Liberalismus bereit, ihre Ansprüche zu unterstützen und die Wünsche des Volkes niederzustimmen. So wurden im Kampfe gegen den Sozialismus die Parlamente zu Theatern, bei denen die Redeschlachten des Vordergrundes nur dazu dienten, die Schachermachei zu verdecken, die hinter



Paul Albert Besnard, Mme Jourdain, 1886

den Kulissen getrieben wurde, wo der übelste Interessenkampf mächtiger Klicken sich im Streit um Zölle und sonstige Profite austobte. Wie in Ländern mit älteren parlamentarischen Formen, England und Frankreich, wurde auch in Deutschland der Betrieb der Politik eine Geheimwissenschaft für Eingeweihte, bei deren Handhabung Phrasen und Schlagworte, wie Steine beim Brettspiel hin und her geschoben werden, ohne daß die Einbuße eines Steines für den Spieler Verlust bedeuten muß. Die Gewinne werden ja doch unter vier Augen ausgezahlt.



Photographie, 1888

Die Fortschritte der Technik haben nicht nur das innere politische Leben der Völker beeinflußt, sie haben sich auch in ihren gegenseitigen Beziehungen geltend gemacht. Auf das Weltreich Napoleons, das eine Zeitlang den größeren Teil des festländischen Europa umschloß, folgte eine Periode des Nationalismus, in der die Völker sich auf ihre Stammesart besannen und zur politischen Einigung strebten. Deutsche, Italiener, Griechen, Bulgaren, Serben, Rumänen erreichten sie; Polen, Tschechen, Südslawen ließen sich wenigstens nicht von diesem Streben abbringen. Während dieser Prozeß im Innern der Nationen vor sich ging und dauernd im Vordergrund aller politischen Erwägungen stand, vollzog sich der wirtschaftliche Aufschwung anscheinend als etwas Beiläufiges, von denen jedenfalls, die die Politik machten in seiner ganzen Bedeutung nicht erkannt und gewürdigt. Erst als die Karte Europas durch die Einigung Deutschlands und Italiens ein

Der Nationalismus



Mode Artistique, März 1888

anderes Aussehen gewonnen hatte, trat der Zeitpunkt ein, in dem die politischen Beweggründe andere werden und imperialistische Ziele die nationalistischen verdrängen. Die Industrie hatte eine solche Ausdehnung gewonnen, daß die gesteigerte Fabrikation jedes Volk dazu nötigte, über seine Grenzen hinaus nach neuen Märkten zu blicken. Das Streben, das über die eigene Nation hinweg nach Europa übergreift, macht an den Grenzen der Alten Welt nicht Halt, bald zwingt die Macht der Tatsachen jedes der europäischen Völker dazu, einen Anteil an der Weltwirtschaft zu verlangen, Kolonien



Mode Artistique, September 1889



Adolf Menzel, Schluß des Hofballs, 1889 *(Verlag von R. Wagner, Berlin)*

zu erwerben, um für Menschen und Ware neue Absatzgebiete zu besitzen. Dieses Streben in die Weltweite ist eine Folgeerscheinung der Technik, deren Fortschritte so bedeutend waren, daß sie das eigene Haus jedem zu eng erscheinen ließen. Im Wettbewerb der Völker standen das Können und der Unternehmungsgeist der Deutschen obenan, Vorzüge, die sie bald genug zu unbequemen und unwillkommenen Nachbarn werden lassen mußten. Zur Zeit des Deutsch-Französischen Krieges befand sich England auf dem Gipfel der

Deutschland und England



Mode Artistique, April 1890

wirtschaftlichen Uebermacht, zwei Drittel aller Baumwollwaren z. B., die die Welt verbrauchte, stammte aus englischen Fabriken. Mit jedem Jahre wurde die Konkurrenz der deutschen Industrie fühlbarer. Noch war kein Jahrzehnt seit dem Kriege vergangen, als die englischen Fabrikanten sich auf ihrem eigenen Gebiet durch die Deutschen bedrängt sahen. Die deutsche Roheisen-Produktion z. B. hatte 1870 noch nicht den vierten Teil der englischen betragen, 1910 kam sie ihr gleich. Seit der Zeit, daß man in England in der deutschen Konkurrenz eine Gefahr erkannte, beginnt der Haß drüben einzuwurzeln. Man fängt an, den Deutschen, den man wohl als weltfremd lächerlich gemacht hatte — wer entsinnt sich nicht im Punch auf den deutschen Professor — zu fürchten und daher zu verabscheuen und man versucht den Wettbewerb, den man durch eigene Tüchtigkeit nicht bestehen kann, durch gesetzgeberische Maßnahmen auszuschalten. Das berühmte Gesetz über die Anbringung der Handelsmarke, das 1887 der deutschen Industrie einen tödlichen Schlag beibringen sollte, wurde aber ganz gegen den Willen seiner Urheber zu einer Reklame für alle Waren, »Made in Germany«. Damals war schon in englischen Köpfen die Anschauung lebendig, daß man den unbequemen Konkurrenten um jeden Preis be-

seitigen müsse. Es sind etwa 20 Jahre her, daß ein englischer Freund dem Verfasser ganz ruhig auseinandersetzte: Wir müssen den deutschen Kaufmann zu Boden schlagen, er schädigt uns zu sehr. Die Jahre, in denen England die Handelskonkurrenz Deutschlands so unangenehm fühlbar wurde, sind aber die gleichen, in denen das Deutsche Reich auch daran ging, Kolonien zu erwerben und sich eine Flotte zu schaffen, alles Motive zu neuem Haß des Inselvolkes. In der Mitte der achtziger Jahre, als sich Deutschland nicht ganz mit dem Willen des großen Staatsmannes, der noch seine Geschicke lenkte, der Weltpolitik und Weltwirtschaft zuwandte, war die Welt allerdings so gut wie bereits verteilt und dem Deutschen Reich fiel in der Tat die Rolle des Dichters in der Fabel von der Teilung der Erde zu. »Wir müssen so viel von der Welt nehmen, als wir haben können«, hatte Cecil Rhodes gesagt und damit in bündigen Worten das Programm des Greater Britain ausgesprochen. Bereits besaß England alles, was in der Welt wert war, besessen zu werden und nur der schwarze Erdteil war noch nicht ganz aufgeteilt. Daß Deutschland auch bei der Verteilung Afrikas sich mit dem Abhub dessen begnügen mußte, was Engländer und Franzosen übrig gelassen hatten, daß ihm selbst der König der Belgier zuvorkommen durfte, war Schuld und Schwäche zugleich. Bismarck und der ganzen Generation, die bis zum Tode des alten Kaisers am Ruder blieb, war der Gedanke an Kolonien fremd und wenig sympathisch, sie waren so auf rein deutsche Gesichtspunkte eingestellt, daß sie die



Léon Bonnat, Bildnis, 1891

Notwendigkeit von Kolonialbesitz nicht einsahen und vielleicht nicht einsehen konnten. Deutschland hätte in Peters wohl den Mann besessen, der imstande gewesen wäre, seinem Vaterlande wertvolle Länderstrecken zu sichern, er hatte ganz das Zeug zu einem Conquistador, aber da man ihn mehr widerwillig gewähren ließ, als stützte, so ging auch diese Kraft dem Reich verloren. Als vollends das Drei-Kaiser-Jahr 1888 Wilhelm II. zur Regierung brachte, kam eine Politik zur Geltung, die planlos und sprunghaft nicht einmal imstande war, dem Deutschen Reich die Stellung zu bewahren, die Bismarck ihm gegeben hatte, geschweige, daß sie ihm hätte neue Vorteile sichern können. Heute, wo diese unselige Aera abgeschlossen hinter uns liegt, ist es leicht, dem Führer des neuen Kurses allein die Schuld für alles zuzumessen, was an Fehlern und Verkehrtheiten während der Regierungszeit Wilhelm II. geschah. Es wäre ungerecht, die Mitschuld der Nation wird dadurch nicht geringer, daß man einen Sündenbock sucht und in die Wüste jagt. So wie der Kaiser war, war er nur der Exponent seines Volkes, dessen Mitschuld nicht wegdisputiert werden kann. Schon als Prinz war dem späteren Kaiser von seiner Umgebung die Ueberzeugung beigebracht worden, er überrage Friedrich den Großen, eine Schmeichelei, die in allerlei höfischen Korrespondenzen sogar einen gedruckten Niederschlag gefunden hat. Als er nun den Thron bestieg und auf die Herrschaft eines bedächtigen Greises die eines impulsiven Jünglings folgte, verwirrte und blendete das neue Schauspiel, das vom Thron ausging, die veränderungslustigen Gemüter derartig, daß sie den Monarchen in der überschwenglichsten Weise feierten. Einzüge, Empfänge und Feste drängten sich, Wilhelm II. empfing mehr Huldigungen, als sie seinem Großvater zuteil geworden waren und dabei hatte jener eine an Erfolgen überreiche Regierung hinter sich, während dieser noch nichts, aber auch gar nichts getan hatte, um diese Auszeichnungen zu verdienen. Wer damals Augen hatte zu sehen und Ohren zu hören, dem drängte sich durchaus nicht ein Vergleich mit Friedrich dem Großen auf, wohl aber der mit Friedrich Wilhelm IV. Der Kaiser war seinem Großonkel so überraschend ähnlich, daß sich das gleiche Schauspiel wiederholte, wie es ein halbes Jahrhundert zuvor stattgefunden hatte. Ein Monarch, der mit dilettantischer Hand an alles rührt, was im Staate vorgeht, der in die Sozialreform so gut hineinpfuscht,

Kaiser Wilhelm II.



Max Koner, Kaiser Wilhelm II. 1892

wie in Schule und Kunst, der kaum als Militär über die Stufe des Leutnants hinaus ist und sich doch anmaßt, alle Fachleute zu belehren und alle Entscheidungen, sie betreffen nun Rechtschreibung, ein neues Bühnenkostüm oder was sonst, vor sein Tribunal zu ziehen. Und der dabei redet, redet, redet. Direkte Kundgebungen des Kaisers durch Reden oder Erlasse waren bis dahin eine Seltenheit gewesen, im wohlerwogenen Interesse der Herrscher selbst, die sich nur in den Fällen äußerster Wichtigkeit und dann in vorher sorgfältig vom Ministerium festgelegten Wendungen an die Öffentlichkeit wandten. Das hört auf, bei jeder passenden und öfter noch bei jeder unpassenden Gelegenheit redet Wilhelm II., immer mit dem Be-



Albert v. Keller, Bildnis

wußtsein, daß, wenn er sich auch an einen kleinen Kreis wendet, seine Worte doch nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa einen lauten Widerhall finden. Wie sein Großonkel hört er sich gern sprechen und hält sich für einen guten Redner. Wie Friedrich Wilhelm IV. bewegt sich seine Rede in Gemeinplätzen und Phrasen landläufiger Faktur, die zu tausend Mißverständnissen Anlaß geben. Nicht einmal spricht er, ohne nicht im Inland wie Ausland den stärksten Anstoß zu geben, nicht einmal, daß nicht sofort hinterher der offizielle Dementierapparat durch alle Lande klingelt, es sei nicht so, sondern ganz anders gemeint gewesen. Die Anmaßung, mit der sich der eben Dreißigjährige herausnimmt, sein Volk belehren zu müssen, teilt er ebenso mit seinem Großonkel, wie das Gottesgnadenbewußtsein. Er hält sich für den berufenen Mittler zwischen Gott und den Deutschen, denn er lebt, wie einst die Bourbonen, der Ueberzeugung, daß der liebe Gott kein größeres Interesse auf der Erde habe, als die Hohenzollern. Da er sich für inspiriert hält, so schätzt er die Ratschläge seiner Minister gering und sieht über das Volk hinweg, für das er ja allein



Adolf Menzel, Im Biergarten zu Kissingen, 1891 (Verlag von R. Wagner, Berlin)

dem Himmel gegenüber die Verantwortung trägt. Dieses Auftreten war lächerlich und traurig zugleich und es hat damals wirklich nicht viel Weitblick dazu gehört, um am Beispiel Friedrich Wilhelms IV. nachzuweisen, wohin es führen werde und müsse. Aber es wiederholt sich alles, denn ebenso wie die Reden, die der Großonkel einst in Königsberg, Berlin, Köln hielt, eine staunend begeisterte Aufnahme fanden, weil sie von den meisten mißverstanden und falsch ausgelegt wurden, ebenso nahm man auch die Auslassungen des Großneffen für mehr als Worte und feierte als Taten, worüber man bestenfalls hätte die Achseln zucken dürfen. Daß man aber den Kaiser gewähren und immer gewähren ließ, daß keiner der dazu berufenen Faktoren jemals den Mut fand, ihm die Wahrheit über die unheilvolle Rolle des Landverderbers, die er spielte, zu sagen, darin liegt die Mitschuld des deutschen Volkes. Statt der Kritik begegnete Wilhelm II. nur einer Verhimmelung, die, wie Grotthuß einmal sehr richtig schreibt, »aus einem ärgerlichen Unfug zu einer reißenden trüben Schlammflut anschwoll, die jede Rücksicht auf den öffentlichen Anstand, gute Sitte und Selbstachtung



Hugo Vogel, Bildnis, 1891

fortspülte und sich zuletzt zu einer die Welt in Erstaunen setzenden Würdelosigkeit auswuchs«. Wer von uns verfiele nicht dem Größenwahn, wenn er schon mit 25 Jahren glauben darf, Friedrich den Großen zu übertreffen und sich mit 30 Jahren vergöttert und über Napoleon I. gestellt sieht, sobald er nur den Mund auftut? Und in diesem Chorus fehlte keiner. 1897 sagt ihm der eigene Bruder ins Gesicht: »Mich zieht nur eines, das Evangelium Eurer Majestät geheiligter Person im Auslande zu predigen.« Das Gelächter von Millionen übertönt ihn? Gott bewahre. Der Reichskanzler Graf Bülow spricht vom Kaiser, »der seinen schönsten Ruhm darin findet, unser Gesamtvorbild zu sein«. Minister und Generäle wetteifern, sich durch den Wohllaut ihrer Schmeicheleien dem allerhöchsten Herrn angenehm zu machen und die Presse aller Parteien, nur die sozial-



Mode Artistique, November 1892



Mode Artistique, Mai 1891



Wilhelm Trübner, Bildnis, 1892 *(Verlag v. F. Bruckmann)*

demokratische ausgenommen, tut es den beamteten Speichelleckern gleich. Nicht einmal findet der Reichstag den Mut, gegen das Treiben des persönlichen Regiments Front zu machen, im Gegenteil, er beteiligt sich daran, sein Präsident, Graf Ballestrem, hat es an unwürdiger Lobhudelei allen Schranzen und Bedientenseelen zuvor getan. Vergessen wir nicht die Rolle, welche die Juristen damals gespielt haben. Wer es wagte, dem Kaiser die Wahrheit zu sagen, auf den stürzten sich Staatsanwälte und Richter, um ihn wegen Majestätsbeleidigung zu strafen, sich selbst aber für Titel, Orden und Beförderungen zu qualifizieren. 1895 nannte Wilhelm II. wieder einmal die deutschen Arbeiter »eine hochverräterische Schar, eine Rotte von Menschen, die nicht wert sei, den Namen Deutsche zu tragen«. In der »Ethi-



P. S. Kroyer, Bildnis seiner Frau, 1892



Illustrierte Frauenzeitung, 1893

schen Kultur« beklagte Prof. Dr. Fr. W. Förster diese Exzesse der kaiserlichen Sprache und wurde deswegen zu Festungshaft verurteilt; an die Prozesse Hardens aus diesen Jahren braucht man ja nur zu erinnern. Niemand wird Wilhelm II. den guten Willen absprechen, aber hätte er selbst die Eigenschaften eines großen Mannes auf den Thron mitgebracht, sein eigenes Volk wäre gar nicht imstande gewesen, sie zu erkennen. Wer Worte für Taten, ein zappelndes Hin und Her für Initiative, Bramarbasieren für Kraft und ein unbeherrschtes Temperament für Größe hält und bewundert, der nimmt auch Rechenpfennige für Gold und man darf sagen, Deutschland hatte in Wilhelm II. den Kaiser, den es verdiente.

Der neue Kurs

»Ein Fürst muß politische Tugenden, politische Einsichten, politischen Willen besitzen, oder er ist ein schlechter Fürst«, schrieb Lagarde 1853, wohl im Hinblick auf den damaligen Preußenkönig. Diese Worte gelten auch von Wilhelm II., der diese Erfordernisse ebenfalls vermissen ließ. Ohne daß es an dieser Stelle nötig wäre, den ganzen Jammer der deutschen Politik des neuen Kurses zu rekapitulieren, den Eugen Richter mit einem bösen aber treffenden Wort als Zickzackkurs brandmarkte, darf man wohl sagen, daß die Politik Wilhelms II. so angelegt war, daß sie dauernd den Gegnern alle Trümpfe in die Hände spielte. Heute schmeichelte er ihnen, morgen rasselte er mit dem Säbel, er erhob Ansprüche und verzichtete doch



Baschet. Francisque Sarcey und die Familie seiner Tochter, 1893

sofort wieder auf sie und verstand es meisterhaft, durch Reden und Telegramme diejenigen, die er gewinnen wollte, vor den Kopf zu stoßen. Er wollte den Frieden und war doch immer und überall der Störenfried. Er wollte sich beliebt machen und weckte nur Mißtrauen. Ganz unähnlich seinem Großvater fehlte ihm vollkommen die Gabe, den Wert von Männern erkennen zu können. Er hat sich immer nur mit Mittelmäßigkeiten umgeben und führte ihm der Zufall ja einmal eine brauchbare Persönlichkeit zu, so schickte er sie weg in Formen, wie ein Privatmann keinen Dienstboten entläßt. Auch darin ist er Friedrich Wilhelm IV. ähnlich. Dieser war ebenfalls fest davon überzeugt, alle seine Beamten weit zu übersehen und hielt sich in der Auswahl derselben an den mittleren Durchschnitt. Nur einen wirklich genialen Mann hat er für den preußischen Staatsdienst gewonnen: Bismarck. So fand Wilhelm II. durch Zufall Hindenburg, durch Zufall, denn der General war schon



Heinrich Kley, In vorgerückter Stunde. *Aus der Jugend*

lange verabschiedet, als der Kaiser sich seiner entsann. Heute wollen wir von der Qualität seiner übrigen Ratgeber lieber nicht sprechen.

Während die deutsche Technik, die deutsche Industrie, der deutsche Handel anfingen, die ganze Welt zu umspannen — der Außenhandel Deutschlands, der 1870 4¼ Millionen Mark betragen hatte, belief sich 1910 auf 16½ Milliarden — sank seine politische Einschätzung immer tiefer, weil die oberste Stelle der Führung der Außenpolitik weder selbst gewachsen war, noch die Männer zu finden wußte, die das Steuerruder hätten mit fester Hand ergreifen können. Deutschland, das sich überall anzubiedern versuchte, erschütterte selbst das Vertrauen der anderen Mächte. Mit Gastreisen, Festreden und Trinksprüchen werden politische Vorteile nicht errungen. Handel und Kolonialbesitz ließen die deutsche Handelsflotte erstarken. Sie zwangen förmlich zum Aufbau einer Kriegsflotte. Hier war der Punkt, wo die deutschen Interessen notwendig mit den englischen zusammenstoßen mußten. England war gegen Deutschland in einem ungeheuren Vorteil schon durch seine geographische Lage. Wie hätte Deutschland mit seinen an allen Seiten offenen Grenzen, mit seiner bescheidenen Küstenentwicklung an Meeren, deren Schlüssel der Gegner besaß, jemals an eine Seegeltung denken können, die mit der Englands hätte rivalisieren dürfen? Der Augenblick, der die Gründung einer deutschen Kriegsflotte sah, mußte den Gegensatz zu England akut machen und die Engländer haben auch niemals ein Hehl daraus gemacht, daß sie die deutsche Flotte als eine direkte Drohung betrachteten. »Wir müssen Sorge tragen, daß die Welt den angelsächsischen und keinen anderen Charakter trage«, hat Lord



Georg Papperitz, Die Sängerin Irene Abendroth, 1983

Roseberry einmal gesagt. Wenn England aber nach diesem Prinzip verfuhr und seine Hand auf alles in der Welt legte, was ihm Vorteil bringen konnte, so hat es das doch immer unter schönen Vorwänden zu tun gewußt. Englands Eroberungen wurden immer unter dem Anschein edler Menschlichkeit vollbracht. Wenn es Indien nahm oder Afrika, so geschah das zur Rettung der Kultur und erst wenn ein anderes Volk sich erhebt

um es ihm gleich zu tun, sind die Freiheit und die Gesittung, die edelsten Güter der Menschheit in Gefahr. Es hat für seinen Cant auch immer Gläubige gefunden, vielleicht merken die Völker wirklich nicht, daß sie nur die Freiheit erhalten sollen, englische Waren teurer zu bezahlen als deutsche. Als Deutschland an dem Punkte angelangt war, wo sich seine Interessen mit denen Englands kreuzten, fiel seinen Staatsmännern die Aufgabe zu, die deutsche Politik nach diesen Gesichtspunkten zu orientieren. Da Frankreich kein Bündnis wollte, hätte man sich für England oder Rußland entscheiden müssen, um Deutschland nicht zu isolieren. Die Politik Wilhelms II. vermied sorgfältig beide Möglichkeiten, schwankte unentschlossen hin und her und machte möglich, was Bismarcks überlegene Staatskunst so lange zu verhindern gewußt hatte, eine Allianz zwischen Frankreich und Rußland, der sich schließlich auch noch England anschloß. Ungeschickt oder leichtherzig oder beides vertaten die deutschen Politiker Bismarcks Erbe und sahen ihr Heil in einem Bund mit Mächten, von denen die eine durch inneren Hader längst zum Zerfall bestimmt war, während die andere gar nicht anders als unzuverlässig sein konnte, da sie dauernd unter der Mündung der englischen Geschütze lag. Immer klarer wurde es, Deutschland steht für sich allein und kann nur auf sich selbst vertrauen, so wurde der Ton immer stärker auf die Armee gelegt. Da man in Deutschland, seit der Kaiser sich von Bismarck »befreit« hatte, keine Politik zu machen verstand, so war man mit jedem Jahr mehr auf den alleinigen Beistand der gepanzerten Faust angewiesen. Eine Heeresvorlage drängte die andere. Der Frankfurter Frieden von 1871 war noch nicht abgeschlossen, da begannen auch schon die Vorbereitungen für den neuen Krieg, den man von der Zukunft erwartete, den, man darf es wohl sagen, das Militär von der Zukunft erhoffte. Jeder Blick auf die Karte lehrt, wie viel weniger glücklich die Lage Deutschlands im Vergleich zu der seiner Nachbarn war und daß es in der Tat eine große Armee nötiger brauchte, als irgendeiner von ihnen. Nicht verkannt darf aber werden, daß jede Vermehrung des deutschen Heeres auch die übrigen europäischen Großmächte zu verstärkten Ausgaben für ihre Bewaffnung nötigte und daß es in der Tat das seit 1871 dauernd gespannte Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich war, das den Rüstungswettbewerb in Europa



Mode Artistique, Februar 1895



Mode Artistique, 1894

entfesselte. Dazu gab Deutschland den Auftakt, denn jede neue Heeresvorlage wurde mit einem Getöse lärmender Reden an die Adresse der Nachbarn begleitet, das ihnen allen auf die Nerven gehen mußte. Man braucht sich nur an die häufigen, allzuhäufigen Drohungen Wilhelms II. von der »gepanzerten Faust«, dem »scharfgeschliffenen Schwert« usw. zu entsinnen, um einzusehen, daß das gesamte Ausland in Deutschland eine fortwährende Bedrohung des Friedens sehen mußte. Dabei machte es aber leider wenig aus, daß Deutschland in Wirklichkeit den Frieden wollte, denn wo man diesem Bramarbas entgegentrat, da zog er zurück. Der Eindruck blieb, daß Deutschland die erste Gelegenheit benutzen werde, um über seine Nachbarn herzufallen. Die Wirkung einer solchen Ueberzeugung mußte zur Einigung unter ihnen führen. Schier unüberbrückbare Gegensätze, wie die zwischen England und Rußland, wurden dadurch aus dem Wege geräumt. Frankreich vergaß selbst die tödliche Beleidigung, die England ihm in Faschoda zugefügt hatte. Was Haß und Neid allein nicht zustande gebracht hätten, brachte das Mißtrauen zuwege. Die Gegner Deutschlands begruben ihre gegenseitigen Streitigkeiten, um gegen diese Macht, die es verstand, sich so unausstehlich zu machen, zusammenzustehen. Man hat bei uns die Diplomatie König Eduards VII. bewundert. Aber die Frage bleibt offen, ob der englische König



Caran d'Ache



Maurice Greiffenhagen, Bildnis

seine Erfolge mehr der eigenen Geschicklichkeit zu verdanken hat oder mehr dem Ungeschick seines kaiserlichen Neffen.

Die Armee

Mit Unbehagen blickte das Ausland auf das gewaltige Instrument, das Deutschland sich in seiner Armee geschaffen, denn der Besitz einer solchen Waffe mußte über kurz oder lang dazu führen, daß das Schwert, mit dem man beständig rasselte, und den Nachbarn vor den Augen herumfuchtelte, endlich aus der Scheide flog und niemand wagte vorherzusehen, was dann geschehen könne. Der Besitz einer großen Armee wird immer


Caran d'Ache

auf die Wagschale des Krieges drücken, da eine solche nur in Hinsicht auf ihn geschaffen scheint. Ein Riesenheer trägt seine Konsequenzen in sich selbst. Das mußte in Deutschland um so mehr der Fall sein, als Volk und Heer eines waren, wenigstens war die Armee der getreue Spiegel des Kastenstaates, den die bürgerliche Schichtung des Volkes darstellte. Offizier, Unteroffizier und Soldat waren durch Abgründe voneinander getrennt, über die keine Brücken führten, über die kaum das gegenseitige Verständnis hinüberreichte. Alle Vorrechte der oberen Stände, die sich auf die Vorzüge der Geburt, der Bildung, des Besitzes gründeten, kamen in der Armee ebenso zur Geltung, wie im bürgerlichen Leben, ja noch verschärft, denn sie wurden durch den Autoritätsglauben, der vom Untergebenen blinde Unterwerfung forderte, noch gefördert und unterstrichen. Wie sehr das ganze militärische System auf der Ungerechtigkeit basierte, das lehrten deutlicher als andere Erscheinungen die zahllosen Mißhandlungen, denen die Soldaten zum Opfer fielen, Mißhandlungen, die kaum je eine Sühne fanden und an deren Abstellung wohl auch niemals ernstlich gedacht wurde. Als der Erbprinz Bernhard von Meiningen als Kommandeur des 6. Korps es wagte, gegen sie einzuschreiten, wurde er verabschiedet. Ein stumpfsinniger und geisttötender Drill, der es nur auf die Erzielung des Kadavergehorsams ablegte, beherrschte die Armee. Vom Offizier wurde gefordert, daß er sich gar nicht um Politik kümmere, verschiedene Erlasse des Kriegsministers verboten


Caran d'Ache



Julius von Blaas, Spazierfahrt, 1895

ihm sogar, das Lesen gewisser Zeitungen. So stand er, dem Leben völlig fremd, unter seinen Mannschaften, die gewöhnlich schon politisch fertig eingeschult den den meisten verhaßten Zwang der Dienstzeit über sich ergehen lassen mußten. Beide konnten sich kaum verstehen, wenn das Vertrauen zu dem Vorgesetzten vorhanden war. Sie mußten sich feindselig gegenüberstehen, sobald es fehlte. Der Soldat wurde zur Maschine abgerichtet, die ohne eigenes Denken blind dem fremden Impulse folgt. Das war eine Gefahr, die zur gegebenen Stunde verhängnisvoll werden mußte. Wie einst in Peru, dessen Bevölkerung ebenso gedrillt war, der eindringende Spanier den Hebel der Maschine ergriff und sich mittels der Einrichtungen des Staates, den er zerstörte, zum Herren des Landes machte, so folgte eines Tages die blinde stumpfe Masse auch ganz anders gearteten Einflüssen, sobald es diesen erst gelungen war, die Gewalt des überzeugenden Befehls an sich zu reißen. Jahrzehntelang hat das Heer sich gegen das Eindringen der Sozialdemokratie gewehrt und bestand schließlich doch zu 4/5 aus Sozialdemokraten, weil man mit dem Kasernenhofton eben keine Proselyten macht. Der bureaukratisch-militaristische Staat hat mit der Sucht, alles gleich zu machen, den Nivellierungsgelüsten der Demokratie wirksamer vorgearbeitet, als er gewollt hatte.



Hans Beatus Wieland, Bildnis, 1895

Je größer im Laufe der Jahre die Armee wurde, je sicherer jeder einzelne ihr schließlich angehören mußte, je deutlicher begann auch das bürgerliche Leben einen militärischen Zug anzunehmen. Nicht zu seinem Vorteil. Im Staate stand das Militär an erster Stelle. Seine Bedürfnisse wurden in erster Linie berücksichtigt und überreich befriedigt. In der Gesellschaft fiel dem Offizier eine bevorzugte Rolle zu. Vom Zivilbeamten wurde die Qualifikation zum Reserveoffizier als selbstverständlich gefordert. Diese Anschauungen blieben nicht ohne Resonanz in Kreisen, deren Ehrgeiz auf den Zusammenhang mit der guten Gesellschaft hinarbeitete. Die Eigenschaft des Reserveoffiziers schien wichtiger, als die des Berufes. Wer besinnt sich nicht mit Vergnügen auf die Visitenkarten, die den Titel des Reserveleutnants in großen, den des Ingenieurs, Kaufmanns, Bureaubeamten aber in ganz kleinen Buchstaben zu Gesicht brachten. Darüber ging das ohnehin schwache Selbstgefühl des deutschen Bürgers noch mehr in die Brüche, wurde doch auch ein System daraus gemacht, unabhängige Männer, die aus irgendeinem Grunde der Regierung unbequem geworden waren, dadurch zu maßregeln, daß man ihre Angehörigen, Söhne oder Brüder, in ihrer Eigenschaft als Reserveoffiziere schikanierte. Wie niemand fanatischer ist als der Konvertit, so niemand schneidiger als der Leutnant, der es nur im Nebenberufe war.



Anders Zorn, Nachteffekt

Sie nahmen das schnarrende Genäsel in ihr bürgerliches Leben hinüber und da diese Klasse hauptsächlich in Preußen daheim war, so brachten sie es durch den Ton ihrer anmaßenden brüsken Schneidigkeit fertig, die Norddeutschen im Süden des Reiches so von ganzem Herzen unbeliebt zu machen. Durch die Spielerei mit militärischen Formen versuchen sie im Rahmen ihrer kleinen Kaste eine höhere Stellung einzunehmen, denn die allgemeine Demokratisierung des bürgerlichen Lebens, deren unaufhaltsame Zunahme jeder kommende Tag aufs neue bestätigt, kränkt ihre Eitelkeit. So dringen die Schattenseiten

des militärischen Charakters in bürgerliche Kreise, die Streberei macht sich breit. Ohne die Beflissenheit des Reserveoffiziertums, das den Hurra-Patriotismus der Kaiser-Geburtstagsfeiern aus der Kaserne mit Eifer in den bürgerlichen Alltag verpflanzte, wäre der Servilismus und Byzantinismus der Aera Wilhelms II. nicht möglich gewesen. Zu welcher Grotesk-Komödie dieser Geist des Bürgertums gelegentlich geführt hat, ist von all denen unvergessen, die sich auf den tragikomischen Fall des Hauptmanns von Köpenick aus dem Herbst 1906 besinnen. Ein alter Zuchthäusler, Schuster von Beruf, wirft sich in Uniform, verhaftet an der Spitze einer Patrouille den Bürgermeister von Köpenick im Namen des Kaisers und entführt die Stadtkasse. Deutschland lachte, aber die ganze Welt lachte auf unsere Kosten mit. Blitzartig beleuchtete dieser Vorgang die deutschen Zustände und die Möglichkeiten, die sie boten. Zwölf Jahre darauf zeigte sich, daß der Hauptmann von Köpenick Schule gemacht hatte. Dazu hatten das persönliche Regiment der Willkür und die gedankenlose Knechtseligkeit eines Bürgertums geführt, das nur zu glücklich war, jeden Tag in tiefster Ehrfurcht ersterben zu dürfen.

Die Schule Das Beste, wenn auch nicht immer das energischeste Wollen einer Zeit geht die Schule an, denn nur dadurch, daß man sich der Jugend bemächtigt, hat man Hoffnung, auf die Zukunft zu wirken und Ideale zu verwirklichen, auf die man selbst verzichten mußte. Auch auf diesem Gebiete ging der Anstoß von der Technik aus, für die die Gymnasialbildung alten Stils, die wohl zur Gelehrsamkeit erzog, aber nicht zur Bildung, nicht mehr genügte. Laut erhoben die technischen Hochschulen ihre Stimme gegen die Art der Vorbildung, welche die humanistischen Gymnasien vermittelten. Sie bezichtigten die Methode als veraltet und scholastisch, sie beklagten das Wissen ohne Können, das Hören ohne Anschauen, die Ueberlastung mit unverstandenen Begriffen, das Urteilen ohne Erfahrung, die Kritik, die geübt werde, ohne Kenntnis der Tatsachen. Der Streit um das Humanistische und das Real-Gymnasium begann und ein Wetteifer in Reformen, der 1889 auf den Tisch des preußischen Unterrichtsministers 344 Vorschläge wehte, die sich sämtlich damit befaßten, auseinanderzusetzen, wie man das Vorhandene verbessern könne und solle. Nie vorher hatte die Frage von der Erziehung der Jugend so im Mittelpunkt der Tagesinteressen



Mode Artistique, September 1895

gestanden, als es um das Jahr 1890 der Fall war. Es ist im Schulwesen viel geschehen, viel geändert und manches gebessert worden und das Resultat? »Unsere Jugend beherrscht keine Sprache, sie kennt keine Literatur, sie hat nicht einmal die Hauptwerke unserer großen Dichter wirklich in Ruhe gelesen, aber sie hat die Quintessenz alles dessen, was je gewesen ist in der Form von Urteilen zugefertigt erhalten und sie stirbt am Ende ihrer Schulzeit vor Langerweile«, urteilt einmal Hermann Bahr. Die Bildungsmöglichkeiten sind ungeheuer verbreitert worden. Während man früher nur daran dachte, einem kleinen Kreise Auserwählter eine ästhetisch philologische Kultur zu vermitteln, verlangte der demokratische Gedanke die allgemeine Bildung für jeden. So haben wir Handelshochschulen, Journalistenschulen, Volkshochschulkurse bekommen und die Einrichtung der allgemein verständlichen wissenschaftlichen Vorträge, der wir zuerst in der Biedermeierzeit begegnen, hat sich zu einem völlig akademischen Betrieb entwickelt. Institute, wie sie Berlin, z. B. in der Humboldt- und Lessing-Akademie besitzt, in deren Bereich Gelehrte von Ruf und Namen die Resultate der Wissenschaft allen Gebildeten zugänglich machen, haben in allen größeren Städten Nachahmung gefunden. Wie groß das Bedürfnis nach Wissen, hauptsächlich wieder nach naturwissenschaftlicher Belehrung ist, zeigen Unternehmungen, wie das wissenschaftliche Theater der Urania, die Treptower Sternwarte u. a., deren Rentabilität ganz auf dem Wissensdurst der großen Menge beruht. Es dürfte schwer zu entscheiden sein, wie weit dieser Trieb nach dem Unterricht zu einer wirklichen



Photographie, 1896

Bereicherung des inneren Menschen führt, oder in dem von Nietzsche so bös gekennzeichneten Bildungsphilisterium endet, jener Genugtuung an oberflächlichem Wissen, die der Anmaßung so nahe benachbart ist. Man sprach nach 1866 mit Stolz von dem Schulmeister von Sadowa, der den Krieg gewonnen haben sollte. Das führte zu einer Ueberschätzung des Volksschullehrers, vor der schon Treitschke warnte. »Durch eine Begriffsverwirrung«, sagt er, »auf die bereits Jakob Grimm aufmerksam gemacht hat, wird der unendliche Wert des Stoffes, in dem der Lehrer arbeitet, nämlich das heranwachsende Geschlecht mit dem bescheidenen Dienst verwechselt, welchen der Lehrer leistet.« Vielleich ist die Halb- und Viertelsbildung, die die Volksschule der letzten Jahrzehnte verbreitete, nicht unschuldig an der Katastrophe, die Deutschland getroffen hat. Sie war mehr eine Gefahr, als eine Wohltat für die, die sie empfingen, ebensowohl wie für die, die sie spendeten. Nichts ist schwerer zu regieren als ein halbgebildetes Volk. Zur Genüge haben die Erfahrungen der großen französischen Revolution gezeigt, daß es nichts Unheimlicheres gibt, als halbverstandene Ideen in engen und unreifen Köpfen. Und was ist unser Volk durch die Bildung, die man ihm reichte, geworden? »Eine von theoretischen Meinungen und halber Bildung verwirrte, materialistisch und respektlos gewordene Masse«, antwortet Oscar A. H. Schmitz vor dem Kriege. »Statt Mundart spricht es Kauderwelsch, statt Volksliedern singt es Brettllieder, statt an Sprichwörtern erfreut es sich an Kalauern und dem traurigen Humor der Witzblätter.« Angesichts der Wichtigkeit der Schule haben sich alle politischen Parteien darum bemüht, Einfluß auf sie zu gewinnen. Das berüchtigte Schulaufsichtsgesetz des Ministers von Zedlitz von 1892 war einer der stärksten Angriffe, die das Zentrum gegen die Unabhängigkeit der Schule unternahm. Es wäre nur zu wünschen gewesen, daß die einmütige Empörung, die diesen Gesetzentwurf wegfegte, unter dem neuen Kurs öfters zum Ausbruch gekommen wäre, an Veranlassung für sie hat es in keinem Jahr der Regierung Wilhelms II. gefehlt. Im Gegensatz zu den Schwarzalben ließen es sich auch die in der ethischen Gesellschaft zusammengeschlossenen Lichtfreunde angelegen sein, ihre Bestrebungen dadurch wirksam zu machen, daß sie 1908 einen internationalen Kongreß nach London einberiefen, den sie mit der Aufgabe betrauten, für das Erziehungswesen der ganzen



Nouveautés Parisiennes, Januar 1896

Kulturwelt eine wahrhaft gemeinsame Grundlage zu schaffen, die von den Verschiedenheiten der religiösen und philosophischen Lebens- und Weltanschauungen unabhängig sein sollte. Sie schmeichelten sich, wenn wir den greisen Wilhelm Förster hören, ein verständnisvolles Zusammenwirken angebahnt zu haben, aber wenn sie glaubten, durch diesen Erfolg die Welt dem Frieden nähergebracht zu haben, so hat es leider nicht lange gedauert, bis das Gegenteil offenbar werden sollte.



Antonio de la Gandara, Prinzessin Chimay, 1896

Sprechen wir von Bildung, so müssen wir in erster Linie der Presse gedenken, die in dieser Zeit durch tausend Fortschritte der Technik Setzmaschinen, Rotationspressen, Illustrationsverfahren usw. eine Entwicklung durchgemacht hat, die sie zur Großindustrie werden ließ. Ganz abgesehen von den Riesenauflagen der großstädtischen Blätter, die sich nach Hunderttausenden beziffern, haben heute auch mittelmäßige Provinzblätter Auflagen, die größer sind, als sie noch ein halbes Jahrhundert zuvor sämtliche Zeitungen eines Großstaates zusammengenommen aufwiesen. Wir leben im papierenen Zeitalter und Lublinski, der einmal die Zeitung »das seltsamste Erzeugnis

Die Presse



Zeichnung von Ludwig Marold *Aus den Fliegenden Blättern 1896*

der modernen Zivilisation« nannte, hat so Unrecht nicht. In der modernen Welt spielt sie die Rolle, wie im Mittelalter das Dogma der katholischen Kirche. Wir sehen es ja täglich, daß die erste Sorge neu ans Ruder kommender Gewalten die ist, ihre Presse mit Papier zu versorgen, das sie der Gegenpartei entziehen, um sie mundtot zu machen. Durch den Heißhunger der Leser, von denen jeder alles Neue so schnell und so früh wie möglich wissen will, von denen die Mehrzahl alles, was und wie es ihnen geboten wird, kritiklos hinnimmt, wird die Zeitung eine Macht, deren Einfluß um so größer wird, je tiefer das geistige Niveau ihrer Abonnenten liegt. Vielleicht ist darum die englische und die amerikanische Presse so einflußreich wie keine andere. Die krasse Unwissenheit und Ahnungslosigkeit



Zeichnung von Ludwig Marold *Aus den Fliegenden Blättern 1896*

ihrer Leser erlaubt ihnen politisch und ökonomisch Richtungen einzuschlagen, die kein Leser deutscher Zeitungen mitmachen würde. Die englische Presse ist eine Weltmacht, wir brauchen nur den Namen des größten englischen Zeitungsverlegers, des Lord Northcliffe, zu nennen, um uns zu erinnern, daß dieser Mann, der den Weltkrieg seit zwei Jahrzehnten systematisch vorbereitete, von seinem Bureau aus zur Niederwerfung Deutschlands mehr getan hat, als das englische Heer und die englische Flotte. Auch die Zeitung gehorcht in dieser Zeit dem industriellen Zuge des Zusammenschlusses der Großen unter Ausschaltung der Kleinen, der Vertrustung, die die Großindustrie charakterisiert. Immer mehr geraten die Blätter in einige wenige Hände. Die öffentliche Meinung wird schließlich nur noch von



Zeichnung von L. Forain *Aus dem Simplicissimus, 1897*

drei oder vier Männern gemacht, die ohne offizielle Stellung doch mehr Einfluß besitzen, als ihn irgendein Staatsmann jemals direkt ausüben kann. Da alle Veranstaltungen, die in den Rahmen der Kultur fallen, seien es der Reichstag, die Politik, die Bühne, die Kunst, die Literatur, einen Niederschlag in der Presse finden, mit dem sie um so mehr rechnen, als die größere Mehrzahl der Mitlebenden nur durch die Zeitung von ihnen überhaupt erfährt, so gewinnt das ganze öffentliche Leben schließlich das Ansehen eines Theaters, das zum Besten der Zeitung spielt. Ohne den Reflex der Druckerschwärze existiert es gar nicht. Das wissen zahlreiche schaffende Geister, die von der großen Presse absichtlich totgeschwiegen werden, das trat ergötzlich genug in die Erscheinung, als der Journalistenstreik von 1908 den Reichs-



Zeichnung von E. Thöny
Aus dem Simplicissimus, 1897

tag einfach mundtot machte. Die große Sprechbude hätte ihre Pforten schließen können, denn die Reden, die nie für die anwesenden Hörer, sondern stets für die abwesenden Leser gehalten wurden, fielen vollkommen ins Wasser. Deutlicher ist den Zeitgenossen nie zum Bewußtsein gebracht worden, daß die Zeitung von heute nicht mehr der Spiegel des Lebens, sondern das Leben selbst ist.

Die Frauenfrage

Die Technik, die das gesamte Bild der Kultur dieses Zeitraumes bestimmt, liegt auch der Frauenfrage zugrunde, die einen so breiten Raum eingenommen hat. Sie hat sie sogar in doppeltem Sinne hervorgerufen. Einmal legte die Industrie viele Kräfte der Frauen brach, die bis dahin zu der Führung von Haushalt und Wirtschaft gebraucht worden waren. Tausend Dinge, die die Frau noch im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts ge-

nötigt gewesen war, selbst herzustellen, bot sie ihr nun bequemer, oft besser, sicher billiger, fertig zum Kauf an. Wenn dadurch ein großer Teil der Frauen zur Untätigkeit verurteilt wurde, so forderte die Industrie andererseits doch wieder für die Fabrikarbeit gerade die Arbeit der Frau, weil sie schlechter entlohnt werden konnte als der Mann. Sie verurteilte sie im Hause zum Müßiggang, um sie dafür in das Räderwerk der Industrie einzuschalten. Diese Umstellung der Frauenarbeit machte die Frauenfrage fast plötzlich zu einer akuten Gefahr für die Gesellschaft. Sie ergreift alle Schichten der Frauenwelt, denn wenn sie sich in den oberen, als eine Frage der Bildung äußert, so wird sie in den unteren zu einer Lohnfrage. Ein heftiger, geradezu leidenschaftlicher Streit um die Gleichberechtigung beider Geschlechter setzt ein. Jahrhunderte hindurch suchten sie sich zu ergänzen, nun gilt es ein gegenseitiges Ausschließen. Mag die Frau durch den Kampf, der ihr von den Verhältnissen aufgenötigt wurde, auch den Mut zu ihrer Persönlichkeit gefunden haben, ein Gewinn, der im Rahmen des Allgemeinwohls betrachtet, kaum sehr hoch einzuschätzen sein dürfte, so liegt das Bedenkliche der ganzen auf Gleichberechtigung ausgehenden Richtung auf anderem Gebiete. »Man sieht heute«, wie Fred einmal sehr hübsch sagt, »die Gesellschaft viel zu sehr vom Weibe aus. Ethos und Ziel gesellschaftlicher Kulturarbeit gehen immer mehr auf die besonderen Wünsche der Frau hin.« Goethe hat sich schon vor 90 Jahren zu Eckermann über die gleiche Erscheinung beklagt. Da das Arbeitspensum des Mannes gerade im Zeitalter der Technik ungeheuer angewachsen war und ihm kaum Zeit ließ, mehr als seinen Beruf im Auge zu halten, so lag, worauf Georg Steinhausen schon vor 20 Jahren hinwies, die Gefahr nahe, daß alle Fragen der Kultur und Bildung allein den Frauen anheim fallen. Wir stünden vor dem Anbruch eines femininen Zeitalters, vor Kulturzuständen, wie sie in Nordamerika herrschen. In dem Staate, in dem die Frauen gleiche Rechte wie der Mann verlangten, waren sie weit entfernt davon, Pflichten auf sich zu nehmen, so hat man sich denn auch nur zögernd zu Konzessionen an ihre Forderungen entschlossen. Das Jahr 1908 bedeutete eine Etappe hierfür. Die Reform der Mädchenschulbildung in Preußen, die Einrichtung der Mädchengymnasien, die Berechtigung auf allen deutschen Universitäten, sogar mit wesentlich ungenügenderer Vorbildung, als sie von jungen Männern



Nouveautés Parisiennes, Mai 1897

verlangt wird, studieren zu dürfen, wurden ihnen zugleich mit dem Koalitionsrecht, das ihnen bis dahin vorenthalten gewesen war. Während diese Zeilen geschrieben werden, hat ihnen die Revolution die heißumstrittene völlige Gleichberechtigung gebracht, sogar das aktive und passive Wahlrecht und die Wahlfähigkeit dazu. Man darf die Resultate abwarten, aber zugestehen, daß in einer Zeit, in der auch die Männer von allen Pflichten entbunden wurden, und sich selbst von der Rücksichtnahme auf den gesunden Menschenverstand befreiten, kein Grund mehr vorlag, die Frauen dem allgemeinen Delirium nüchtern zuschauen zu lassen.





H. J. Ed. Evenepoel, Boulevard-Café — *Aus der Jugend*

Naturforschung und Naturerkennen

Vergegenwärtigen wir uns einen Augenblick die lange Reihe der Triumphe, welche die Naturforschung in diesem Zeitraum feierte, die Fortschritte, welche das Naturerkennen nach allen Richtungen hin machte, so wird man eingestehen müssen, daß sie die Technik in einer Weise gefördert haben, wie keine Periode der Vergangenheit es jemals vermochte. Die Entdeckungen von Heinrich Hertz, der nachwies, daß die Elektrizität auf einem Bewegungsvorgang beruht, daß Licht und Elektrizität Vorgänge einheitlicher Art seien, hat der Nutzbarmachung dieser Kraft ganz neue Wege gewiesen. Die Entdeckung der Röntgenstrahlen machte Geheimnisse offenbar, die für immer zu den unerforschlichsten Rätseln der Natur zu gehören schienen. Die drahtlose Telegraphie, das lenkbare Luftschiff, das Flugzeug, die Forschungsergebnisse der Bakteriologie, um nur einige von denen zu nennen, die am meisten in die Augen fallen, darf man wohl mit Recht



„Kunsttraum eines modernen Landschafters", Zeichnung von Bruno Paul *Aus dem Simplicissimus, 1897*

blendend nennen. In den langen Jahrhunderten, in denen die Wissenschaft auf der philosophischen Spekulation allein beruhte, ist weniger für die Erkenntnis geschehen, als in den kurzen Jahrzehnten, in denen die exakte Naturforschung begann, sich um das wirkliche Erkennen von Ursache und Wirkung zu bemühen. Dieser Vorgang hat mit zwingender Notwendigkeit zu einer Ueberschätzung der Naturwissenschaften führen müssen, man glaubte mit ihrer Hilfe auf die Lösung aller Welträtsel hoffen zu dürfen. An Stelle der idealistischen Gesinnung der früheren Generation, für die der Wille, alles



Moniteur de la Mode, 1898

der endliche Erfolg wenig oder nichts bedeutete, tritt der Materialismus, der allein den Erfolg kultiviert. Im Zeitalter der Technik, der angestrengtesten und angespanntesten Arbeit ist das Vorwiegen materieller Interessen, denen diese rastlose Tätigkeit gilt, natürlich und selbstverständlich. Sie werden endlich so stark und so ausschließlich betont, daß die rein geistigen Qualitäten darüber vernachlässigt werden oder in Abhängigkeit von den materiellen geraten. Die Arbeit, die längst Selbstzweck geworden ist, rechnet mit dem augenblicklichen greifbaren Erfolg, den sie zu ihrem Götzen macht. Das sichtbare Resultat, das vor aller Augen liegt, läßt den Materialismus ehrlicher und aufrichtiger erscheinen, als jedes ideale Bekenntnis, dessen Vorteile nicht mit Händen zu greifen sind. Im demokratischen Zeitalter, in dem der auf die brutalste Wirklichkeit eingestellte Instinkt des Proletariers das Wort führt, scheint der Materialismus dazu angetan, seine Gläubigen vor allen Enttäuschungen zu bewahren, indem er sie auf den realen Boden der Tatsachen stellt. Man überläßt sich der Vernunft, weil sie sich den Anschein gibt, vor allen Illusionen zu schützen, zu denen Ideale verführen könnten. So wurde in der Aera der Technik der Materialismus zum

Bekenntnis und der Naturalismus zu der künstlerischen Formel, in der er seinen Ausdruck suchte. Wie das praktische Leben unter dem Zeichen der Technik, so steht auch das geistige unter dem Einfluß der Naturwissenschaft. Auf dem Grunde alles Denkens findet sich stets das neueste Gesetz der Forschung. Wie die gigantischen Lichter einer Illumination sich vom schwarzen Nachthimmel abheben, so leuchten die Riesenlettern des Namens Darwin durch Kunst und Dichtung. Keine Lehre hat auf das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts eine auch nur annähernd gleich starke Wirkung ausgeübt, wie sie der Darwinismus auf das geistige Leben nahm. Die Entwicklungslehre Darwins, die im Kampf ums Dasein gipfelte, schien in der Tat zum Credo einer Zeit geschaffen, die die wildesten sozialen Kämpfe als eine natürliche Folgeerscheinung der industriellen Zustände entfesselte. Man griff den Darwinismus um so begieriger auf, als die durch den Kampf erfolgende Auslese der Natur, wie sie hier gelehrt wurde, eine natürliche Parallele zu dem Klassenkampf darstellte, von dem man ebenfalls die Entwicklung zu besseren Zuständen erwartete. Darwin schien den Beweis dafür bereits a priori geführt zu haben. Wie die Dichter und die Denker, wie etwa Zola und Nietzsche von Darwin beeinflußt wurden, so auch die Kunst. Es ist kein bloßer Zufall, daß Darwinismus und Naturalismus Erscheinungen der gleichen Zeit sind. Immer bot die Naturwissenschaft die Handhabe, um die Aeußerlichkeiten des Lebens begreifen zu



Karl Fröschl, Kinderbild

Darwin



Moniteur de la Mode, 1898

können. Das verführerische System des englischen Naturforschers prägte in Wissenschaft, Kunst und Dichtung der Zeit seinen Stempel auf. Vielleicht fand es um so lebhafteren Beifall, als es im Kerne seines Wesens, der Lehre von der Zuchtwahl, so eminent aristokratisch ist und sich in vollem Gegensatz zu der demokratischen Grundstimmung der Zeit befand.

Der Realismus

Seit den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts hatte der Sozialismus das Geistesleben der europäischen Kulturvölker so mit sozialen Ideen getränkt, daß Kunst und Dichtung ein anderes Gesicht annehmen. Gegenüber der aristokratischen Kultur der wenigen Auserwählten machte sich die demokra-



Mode Artistique, 1898 ***Modell Maison Beer, Paris***
Angefertigt für die Gräfin Antoine de Contades

tische geltend, die mit der Masse rechnet und auf Masseninstinkten baut. Demzufolge ist auch ihr Resonanzboden ein anderer, ihre Aeußerungen sind gröber und erhalten ein lauteres Echo. Sie muß für die Wirkung auf die Masse größere Reize anwenden und häufig wechseln. Sie ist gezwungen, ein schnelleres Tempo einzuschlagen, sie wird hastig und nervös. Das Ende des 19. Jahrhunderts hat vor den unmittelbar vorausgegangenen Jahrzehnten aber eine wertvolle Eigenschaft voraus. Es ist realistisch und gegenwartsfroh.

Die Epochen, die wir unter den Bezeichnungen Empire, Biedermeier und zweites Kaiserreich verstehen, waren künstlerisch und literarisch ihrer eigenen Zeit durchaus abgeneigt. Es waren die Jahrzehnte, in denen der historische Roman blühte, die Jambentragödie, und die Kunst gar nicht weit genug in die Vergangenheit oder die Ferne schweifen konnte, um auch wirklich das Prädikat der »hohen Kunst« zu verdienen. Man baute in allen Stilen des Mittelalters, weil der Mut fehlte, sich ehrlich zu seiner Zeit zu bekennen. Man sah immer über das nächste hinweg, weil man auf der Suche nach einer Schönheit war, die man um so williger bei den Griechen oder in der Renaissance fand, da man sich gar nicht klar darüber war, daß die Künstler dieser Zeiten so stark wirkten, weil sie aus ihrer eigenen Gegenwart heraus geschaffen hatten. Das ändert sich fast mit einem Schlage. Die Jugend der achtziger Jahre hat in Kunst und Dichtung auch in Deutschland die Revolution heraufgeführt, die, wie die der französischen Enzyklopädisten im 18. Jahrhundert der politischen um Jahrzehnte vorauseilte. »Das ist ja eine ganz kolossale Revolution in der Dichterwelt zurzeit. Eine neue Epoche. Ich fühls in jeder Fiber. Und ich marschiere mit«, schreibt Lilienkron ganz glücklich 1885 an Hermann Friedrichs. Diese Jugend tat vor allem einmal die Schönheit in den Bann, denn diese war allmählich so hergerichtet worden, daß der Maskeradeplunder der Vergangenheit sie unkenntlich machte. Fort hieß es mit der Butzenscheibenlyrik und dem Professorenroman, wir brauchen Wahrheit und Gegenwart. Es handelte sich um neues Leben, nicht um neuen Stil. Das Erlebnis trat an die Stelle des Ausgeklügelten und Spintisierten, die Gegenwart trat in ihre Rechte. Fast meinte man zum ersten Male, denn wenn man sich bis dahin geradezu ängstlich gehütet hatte, die Welt so zu sehen wie sie ist, und vorgezogen hatte, sich von Menschen und Dingen ein ideales Bild zu machen, so warf sich die Jugend von damals mit Leidenschaft dem wirklichen Leben in die Arme. Sie suchte für die Kunst einen neuen Inhalt und wenn sie ihn zuerst in den Tiefen des Zeiterlebens fand, so hing das sowohl mit dem Widerspruch gegen die bloße Schönheit zusammen, die man solange ausschließlich gepflegt hatte, bis sie zur Grimasse erstarrt war, wie mit der Einstellung auf die soziale Frage, die



Moniteur de la Mode, Januar 1898



Max Liebermann, Papageien-Allee
(Verlag von Paul Cassirer, Berlin)

alle Köpfe und viele Herzen beschäftigte. Sie war das entscheidende Kennzeichen der geistigen und künstlerischen Bewegung jener Jahre und es ist nur natürlich, daß sie Künstlern, Dichtern und Denkern die realistischen Stoffe vermittelte, nach denen sie verlangten. Der Sozialismus hatte den Schleier weggezogen, der die Tiefen der Gesellschaft bis dahin vor den Augen jener verhüllte, die oben im Lichte lebten. Er offenbarte damit eine neue Welt und öffnete Perspektiven von so unabsehbarer Weite, daß auch das schärfste geistige Auge nicht bis an ihr Ende zu dringen vermochte. Wie ein Rausch bemächtigte es sich der jungen Generation von damals. Mit fast visionären Empfinden erleben sie, was Lub-



Zeichnung von F. v. Reznicek *Aus dem Simplicissimus, 1898*

linski einmal so treffend »die Götterdämmerung der Bourgeoisie« genannt hat. Das vorige Geschlecht hatte noch für die Freiheit gekämpft und sie besungen. Sie wird zum Klischee, zur abgebrauchten Phrase, denn an die Stelle eines dehnbaren Begriffs, den jeder auslegen kann wie er will, tritt der harte Realismus der sozialen Frage mit der brutalen Tatsächlichkeit der Verhältnisse. Arbeit und Arbeiter spiegeln das Bild, der Roman, das Lied. Der Pulsschlag der sozialen Kämpfe teilt Kunst und Dichtung etwas von dem fieberndem Tempo mit, in dem das moderne Leben sich vollzieht. Indem sich die Jugend an Natur und Leben wendet und sie um die Rätsel der Existenz befragt, kehrt sie sich von der Romantik dem Naturalismus, von dem Idealismus dem Materialismus zu. Sie sieht aus einem geänderten Gesichtswinkel und sieht daher in anderen Maßen. Sie verzichtet nicht nur auf die hergebrachten Stoffe, sondern auch auf die hergebrachte Technik. Die neue Art zu sehen kommt ihrer Kunst zugute, denn sie macht sie gewissenhafter. Wie die einen ihre Farben anders auftragen, einen hellen Grund wählen und für Licht und Schatten neue Töne finden, so wissen die anderen das Instrument der Sprache

ganz neuartig zu stimmen und ihm Klänge von überraschender Wirkung zu entlocken. Sie sind unendlich empfindlich gegen die Phrase geworden. Die tausendmal gebrauchte Wendung widersteht ihnen. Sie wissen den Ausdruck zu steigern, indem sie die Mundart befragen und auch vor dem Jargon nicht zurückscheuen. Es war wieder einmal Sturm und Drang, wieder einmal die Empörung frischer Jugend mit eigenem Wollen und Empfinden gegen den verknöcherten Zwang von Konvention und Ueberlieferung. Sie waren unhistorisch, wie hätten sie sonst sie selbst sein können, aber sie waren doch nicht ganz ursprünglich, denn die Segel ihrer Schiffe wurden von Winden gebläht, die aus Osten, Westen und Norden über die deutschen Grenzen strichen.



Zeichnung von E. Thöny
Aus dem Simplicissimus, 1898

Von all den fremden Einflüssen, die sich damals geltend machten, war keiner stärker als der französische. Zwischen 1880 und 1895 stand Zola im Zenith seines Weltruhms, ein Schriftsteller, der stärker als irgendein anderer die Tendenz der Zeit verkörperte. Er eroberte wirklich Europa im Sturmschritt, denn er besaß alles, was die Generation verlangte, den neuen Stoff und die neue Methode, den Sozialismus und den Naturalismus. Er arbeitet mit dem ganzen Apparat der Vererbungstheorie und steht mit

Zola



Zeichnung von Adolf Münzer *Aus dem Simplicissimus, 1898*

beiden Füßen auf dem Boden der Naturwissenschaft. Er ist der erste Romancier, der den chaotisch durcheinander wogenden Urstoff des modernen Lebens auf Formeln zu bringen sucht, die er dem System Darwins entlehnt. Dabei besitzt er eine Größe der Anschauung, die ihn wahrhaft klassisch macht. Wie die Antike die Abhängigkeit des Individuums dem Fatum zuschrieb, das blind und erbarmungslos über dem Geschick des einzelnen waltet, so erkannte Zola die Gebundenheit desselben in der umgebenden Umwelt, die ihm eine Abhängigkeit aufnötigt, gegen die er machtlos ist. Das Milieu erhält eine Bedeutung, die alles überragt, so weit überragt, daß der einzelne zum willenlosen



Mode Artistique, 1898

Bühnen-Toilette für Mme. Jane Hading



F. A. von Kaulbach, Die Töchter des Herzogs von Coburg, 1898

Bestandteil der Materie wird, die ihn mit höherer Gewalt in einen Kreislauf des Geschehens bringt, dem er sich nicht zu entziehen vermag. Der Reiz seiner Darstellung und seines Stiles sind um so größer, weil der Dichter durch Bildung und Erziehung noch in die Sphäre der Romantik gehört, die er überwinden will. Trotz seines anscheinenden Naturalismus ist Zola durch und durch Romantiker. Wie Lublinski sehr hübsch ausgeführt hat, gewinnt das Milieu unter seinen Händen eine Monumentalität, die aus der Branntweinschenke, dem Warenhaus, der Dampfmaschine, dem Bergwerk, dem Acker soziale Symbole von einer geradezu wilden Phantastik gestaltet. Sie sind die Ungeheuer der Vorzeit, die das Individuum zerreiben und zermürben, ihm den Willen aus dem Gehirn und die Kraft aus den Muskeln saugen. Umwelt und Vererbung stehen über der Moderne, wie das Fatum über der Antike. Unwillkürlich führt diese Anschauung dazu, nicht den Starken in den Mittelpunkt der Darstellung zu rücken, sondern den Schwachen. Mit der Aufhebung des freien Willens werden Wert und Bedeutung der Persönlichkeit geradezu aufgehoben.

Nietzsche

Weder immer richtig, noch immer glücklich hatte die Jugend



Albert Besnard, Mme. Réjane, 1898

in dem Hochgefühl, das Neue erobert zu haben, den sozialen Einschlag ihres Gewebes zu ausschließlich verstärkt. Sie übersteigerte den Arbeiter und verzerrte, indem sie Einzelausschnitte moderner Lohnkämpfe in den Mittelpunkt des Weltbildes rückte, Leben und Wirklichkeit in einer so einseitigen Weise, daß sie den Widerspruch hervorrufen mußte. Die Reaktion gegen den demokratischen Naturalismus und das von ihm verzerrte Weltbild, ging auf einen ganz Großen im Reiche der Geister zurück, auf Nietzsche, aber merkwürdiger wenn auch leicht verständ-

licherweise war er nicht der erste, der auf die breite Masse wirkte, sondern ein Kleiner. »Rembrandt als Erzieher« war das Wort, das im rechten Augenblick gesprochen, eine ungeheure Wirkung auslöste. Kraus und wirr, halb verständlich, weil oberflächlich, erhob es laut und vernehmlich den Ruf nach dem Individualismus und suchte den Fluten der Demokratie den Wall des Aristokratismus entgegenzusetzen. Der Erfolg war immens. Innerhalb des Jahres 1889 erlebte die Schrift 40 Auflagen, denn sie spiegelte treulich die Stimmung der Zeit, die des Demokratismus bereits ebenso überdrüssig war, wie des Materialismus und des Naturalismus. Der Wert des Buches war gering, mehr galt, daß es der Vorläufer Nietzsches wurde, der erst am Ende der achtziger und am Beginn der neunziger Jahre in der weiteren Oeffentlichkeit bekannt geworden ist. Nietzsche ist es, der die Fahne des Individualismus erhob, der in einer Zeit der Massengefühle gegen die Masseninstinkte zu Felde zog. Die Masse war ihm nichts, der einzelne alles. Gegen die Schwächlichkeit der Anschauung, die das Individuum vollständig seiner Umwelt unterordnet, und von atavistischen Einflüssen abhängig sein läßt, setzte Nietzsche den Kultus des Genies, des Selbstherrlichen in dem der Wille zum Leben als gewaltiger Wille zur Macht hervorbricht. Er fragt: was ist gut und antwortet: was die Macht erhöht; was ist schlecht und antwortet: was aus der Schwäche stammt und setzt sich damit in Widerspruch mit



Max Klinger, Büste von Friedr. Nietzsche
(Verlag von E. A. Seemann, Leipzig)

Vergangenheit und Gegenwart. Jene hatte nur das Memento mori gepredigt, er setzte ihr den Glauben an das Leben entgegen. Diese erklärte, entschuldigte und beschönigte alles durch die Beziehung auf die äußeren Umstände, die vom Willen unabhängig waren. Gegen Abhängigkeit und Schwäche setzte Nietzche die Kraft. »Die Philosophen bestimmen erst das Wohin und Wozu des Menschen, sie greifen mit schöpferischer Hand nach der Zukunft, ihr Erkennen ist Schaffen, ihr Schaffen ist eine Gesetzgebung, ihr Wille zur Wahrheit ist Wille zur Macht.« Bei der Betätigung dieses Willens stößt er auf die Schranken, die die hergebrachte Moral und die Ueberlieferung, gestützt auf die historische Tradition errichtet haben. Da erkennt er den schädigenden Einfluß der Geschichte und geht daran, nicht nur diesen auszuschalten, sondern eine Umwertung aller Werte vorzunehmen. Er wird zum Stifter einer neuen Religion, in der nicht die Lebensverneinung, sondern die Lebensbejahung herrscht. Er verkündet den Uebermenschen, den starken und vornehmen Adelsmenschen, den Menschen der Tat und des Willens. Mit seiner blonden Bestie, dem Ueber- und Herrenmenschen, steht Nietzsche vollkommen auf dem Boden der Darwinismus und seiner Vererbungstheorie. Aber der Uebermensch ist kein Züchtungsprodukt, sondern ein Glücksfall. Kaum wurde Nietzsche bekannt, so sammelte sich die Jugend unter seiner Fahne, geblendet von dem Ideal des Rechtes auf die Persönlichkeit, das er verkündete. Kein Schmock, der sich nicht zur Persönlichkeit ernannt hätte, kein Gänschen, das nicht den Anspruch erhob, sich ausleben zu müssen. Dieser Massenerfolg bei der Jugend beider Geschlechter wäre durch die Gedanken, die der Philosoph vorbrachte, allein nicht zu erklären gewesen, aber Nietzsche war nicht nur ein Denker, er war in beinahe noch höherem Grade auch ein Dichter. Zarathustra ist ein Hochgipfel der Sprachkunst, ein Buch, das nach Form und Inhalt ein Wunderwerk genannt werden muß. Im letzten Jahrhundert hatte Deutschland keinen größeren Stilisten aufzuweisen, als Nietzsche.

Der Individualismus

Dadurch, daß der einseitigen Betonung von Milieu und Vererbung, die das Verantwortlichkeitsgefühl völlig ausgeschaltet hatte, der Individualismus entgegengestellt wurde, der nicht der Masse, sondern dem Einzelnen den höchsten Kulturwert zuerkannte, kommt es im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts zu



Mode Artistique, 1899



Gustav Klimt, Bildnis, 1898

jenem Zwiespalt der Gedankenwelt, den man damals so gern als die Stimmung fin de siècle bezeichnete. Die gerade Linie des Erkennens ist gebrochen und verschoben, zwischen Sozialismus und Individualismus unentschieden hin- und herschwankend, kämpft die Ueberzeugung von dem unentrinnbaren Zwang des Demokratismus mit der Sehnsucht nach Persönlichkeits-



Hugo Frhr. v. Habermann, Bildnis, 1898

werten. Die kaum überwundene Romantik stand aufs neue dem Naturalismus gegenüber. »Der Naturalismus«, schrieb damals Laura Marholm, »ist die künstlerische Ausdrucksform des Plebejers, des Menschen der Unterklasse, der sich selbst noch nicht stark genug empfindet, um die Außenwelt abzusondern, sondern sie spiegelt, wie Wasser ein hineinfallendes Blatt.« Diese Einsicht veranlaßte den Individualismus, sich in die Romantik zu flüchten, zum Einzelschicksal, das den Menschen vom Zwang und der Uebergewalt der Materie befreit. Der Zwiespalt, der um die Wende des Jahrhunderts aufklafft, geht wie ein Riß durch Fühlen und Denken der Nation und äußert sich politisch wie ästhetisch. Auf der einen Seite eine großwortige Machtpolitik, anmaßend und dünkelhaft, die den nationalen Gedanken bis zum



F. A. v. Kaulbach, Kaiserin Augusta Viktoria und ihre Tochter



La Nouvelle Mode, 1899

Zerreissen anspannt, auf der anderen das Bestreben nach einer Weltkultur, die die Unterschiede der Nationalitäten aufheben möchte. Inmitten des Wettrüstens der Völker erhebt sich der Pazifismus, der die Verherrlichung der Armeen mit einer antimilitaristischen Propaganda beantwortet. Die Gesellschaft ist demokratisiert, steht jeder Autorität voll Abneigung gegenüber, aber sie schwelgt in einem Heroenkultus, der in weiten Kreisen zum Byzantinismus führt. In der Erziehung versagt das klassische Ideal, ohne daß man doch den Mut aufbrächte, mit ihm zu brechen und die Schule getrost auf den realistischen Boden zu stellen, den die Gegenwart fordert. Die verschiedenartigsten Strömungen gehen nebeneinander her. An den Ufern, gegen die sie branden, tragen sie auf ihren Wogen den Konfliktstoff von allen Seiten her zusammen. Die Atmosphäre ist mit Spannung überladen, wie Gewitter brechen die Streiks aus, deren grelle Blitze die unhaltbare Situation des Industrialismus beleuchten, in dem Arbeitgeber und Arbeitnehmer sich als Totfeinde gegenüberstehen, ohne doch absehen zu können, wie sie ohne einander sollten auskommen können. Die Religion hat an Ueberzeugungskraft, die Konfession an Reiz eingebüßt, kraß aber erhebt der Aberglaube sein Haupt und zeigt, daß inmitten aller Fortschritte des Zeitalters der exakten Wissenschaften und den Technik noch das ganze Mittelalter lebendig ist. Spiritismus und Gesundbeten herrschen bis in die Kreise hinauf, die sich so gerne als führende betrachten. Niemals stand die ärztliche Kunst auf

höherer Stufe und nie hatten die Kurpfuscher, die Schäfer, die Wasser-, Haar-, Harn-, Lehm- und Augendoktoren größeren Zulauf. Das Publikum zeigt, wie gering sein Vertrauen auf die Wissenschaft und wie unerschüttert noch immer seine Hoffnung auf das Wunder ist. Bei aller Tüchtigkeit und allem Fleiß eine stetig wachsende Nervosität, die in übertriebener Empfindlichkeit auf jeden Reiz antwortet, die umgeben von dem komplizierten Mechanismus der Kultur keine stärkere Sehnsucht kennt, als die Großvaterzeit, mit ihren für einfach angesehenen Lebensbedingungen. So findet in dem Augenblick, in dem der Materialismus alle Positionen der Romantik erobert hatte, eine Umkehr statt. Die Intelligenz versagt sich seinem Bekenntnis und überläßt ihn der Masse, für die er nun erst recht zum Evangelium wird. Den ganzen Komplex der Ideen, die in diesen 34 Jahren die deutschen Intellektuellen bewegt haben, findet man in sublimierter Form bei Gerhart Hauptmann, wohl dem bedeutendsten deutschen Dichter der Epoche. Er ist zugleich ein Beispiel dafür, daß es im demokratischen Zeitalter an führenden Geistern gebricht. Er ist immer mit der Masse gegangen, aber ihr nie vorangeschritten, er ging mit, aber er führte nicht. Dabei ein wirklicher Dichter, in der Aera der Anempfindler, der geschickten und gewandten Nachfühler, eine Persönlichkeit von eigenem Gepräge, verkörpert er stets die Sehnsucht des Augenblicks, ob wie in den Webern, dem Biberpelz, dem Fuhrmann Henschel, den Naturalismus oder wie in der Versunkenen Glocke und Han-



La Nouvelle Mode, 1899

Gerhart Hauptmann



Max Liebermann, Gerhart Hauptmann
(Verlag von F. Bruckmann A.-G., München)

neles Himmelfahrt die Romantik. Immer auf Höhepunkten der augenblicklichen Empfindung. Man möchte ihn einem gut geschliffenen Brillanten vergleichen, der zwar kein eigenes Licht betätigt, aber die Strahlen, die auf ihn fallen sammelt und in funkelnden Reflexen zurückwirft.

Kaiser Friedrich

Wie müßig es auch scheinen mag, sich nach vollzogenen Tatsachen Möglichkeiten anderer Art auszumalen, die unter geänderten Bedingungen hätten eintreten können, so darf man es vielleicht doch beklagen, daß die Regierung des Kaiser Friedrich innerhalb einer Zeitspanne von 100 Tagen zu Ende gehen mußte. Einmal fiel dadurch, worauf schon Th. Ziegler aufmerksam gemacht hat, eine ganze Generation im Staatsleben aus, indem auf die Greise der letzten Jahre Wilhelm I. gleich die grüne Jugend Wilhelms II. folgte, ohne daß das reife Mannesalter des Kaiser Friedrich zur Geltung gekommen wäre, dann aber hat das deutsche Volk an diesem Kaiser doch vielleicht mehr verloren, als die Folgezeit wahr haben wollte. Er war einmal ein Hohenzoller, der sich zweifellos unter dem Einfluß seiner Frau, von der einseitig militärischen Auffassung der Kultur innerlich abgewandt hatte und es als seine schönste Aufgabe betrachtete, die deutsche Nation mit den Idealen des Gemeinschaftslebens vertraut zu machen, wozu ihn seine warme Begeisterung für alle Fragen, die mit Wissenschaft und Kunst zusammenhingen, ohnedies in hervorragender Weise befähigt hätte. Die ethische Bewegung, die sich nach seinem Tode geleitet von Felix Adler, Moritz von Egidy, Georg von Gizycki, dieser Angelegenheit widmete, und vom Beginn der neunziger Jahre an darnach strebte, das wirklich Gemeinsame in dem Gemein-



Mode Artistique, 1899 *Modell Maison Paquin, Paris*

schaftsleben der Menschen als Grundlage aller Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Güte zu entscheidender Geltung zu bringen, mußte ein Patronat entbehren, das wie das des Kaiser Friedrich für ihre Bestrebungen von vielleicht ausschlaggebender Wichtigkeit gewesen wäre. Jedermann bei uns weiß, von welcher Bedeutung ein hohes Patronat im Deutschland der wilhelminischen Aera war. Wer es nicht wissen sollte, der lasse sich von Wilhelm Förster erzählen, wie ihm Adolf Menzel die Freundschaft kündigt, aus keinem anderen Grunde, als weil ein Mann, der so warme Beziehungen zu den leitenden Kreisen habe, sich auf so verwegene Dinge, wie die ethische Gesell-



Mode Artistique, 1899
Modell Maison Callot Sœurs, Paris

schaft nicht einlassen dürfe. Ja, man kann ein großer Künstler, sogar ein ganz großer sein, und doch dabei eine durchaus subalterne Natur besitzen. Es verschlägt dabei wenig, ob bei dem Chauvinismus, der diesseits und jenseits der Vogesen, diesseits und jenseits des Kanals gleich heftig war, die ethische Bewegung von vornherein mehr war, als ein totgeborenes Kind. Es konnte nicht ausbleiben, daß der Einfluß des auf die naturwissenschaftliche Beobachtung eingestellten Auges sich in der bildenden Kunst ebenso fühlbar machte, wie in den redenden Künsten, und man kommt, betrachtet man beide nebeneinander, zu der Erkenntnis ihrer parallell laufenden Entwicklung. Deutlich wird dabei, daß äußere Einflüsse bei dem Umschwung



Nouveautes Parisiennes, März 1899



Zeichnung von Ernst Heilemann
Aus dem Simplicissimus, 1899

gar keine Rolle spielen. Der Krieg von 1870/71 hat zwar eine Menge patriotischer Lyrik gezeitigt, wie er denn auch die Schlachtenbilder nach dem Quadratmeter hervorrief, an der Kunst als solcher, ist er ebenso spurlos vorbeigegangen wie alle früheren Kriege auch. Der Anstoß erfolgte von innen, aus der Veränderung des Pulsschlages, der das Leben der Gesellschaft anders rhythmisiert hat. Die Reform der Kunst geht auf der gleichen Basis vor sich, wie die aller übrigen Erscheinungen der Kultur dieses Zeitraumes, auf der der exakten Naturwissenschaft. Der Mensch vom Ende des 19. Jahrhunderts stand anders zu Natur und Welt, als sein Vater und sein Großvater in der Mitte und im Anfang dieses Jahrhunderts. Er empfand die Umwelt anders und er sah sie anders, weil seine Sinne die Wirklichkeit schärfer auffaßten als jene. Mit jener naiven Selbstverständlichkeit, die allen herrschenden Doktrinen innewohnt, sprach es Dubois Reymond 1890 aus, daß die wissen-



Zeichnung von Ernst Heilemann
Aus dem Simplicissimus, 1899

schaftliche Anatomie die eigentliche Grundlage der Kunst sei und bezeichnete mit dieser Uebertreibung doch sehr gut den gesteigerten Zusammenhang, in dem sich um diese Zeit die Naturwissenschaft mit der Kunst fühlte. Die eigentliche Abkehr von den alten Idealen hatte schon mehr als ein Menschenalter früher stattgefunden, als der Vater des Realismus

Courbet

Courbet, der Schönheit geradezu den Krieg erklärte und an ihrer Stelle das Charakteristische auf den Schild hob. »Der Realismus ist demokratische Kunst«, erklärte er und griff im Gegensatz zu Vorgängern und Mitlebenden die erste beste Szene auf, die sich ihm gerade darbot, um sie ohne Umstände



Zeichnung von F. v. Reznicek
Aus dem Simplicissimus, 1899

auf die Leinwand zu bringen. Alle seine Werke waren Bekenntnisse zu Leben und Gegenwart, während die Modemalerei der Literatur und der Vergangenheit huldigte. Er hat sein Programm in den Worten niedergelegt: »Imstande sein, die Sitten, die Ideen, die Erscheinung meiner Epoche nach meiner Auffassung wiederzugeben, nicht nur ein Maler sein, sondern auch ein Mensch, kurz lebendige Kunst treiben, das ist mein Ziel.« Damit rückte er allerding meilenweit von der Kunst seiner Zeit ab, auf die Courbets Bilder wie Peitschenhiebe gewirkt haben, so daß sie alles daran setzte, dem Maler die Existenz so gut wie unmöglich zu machen. Die französische Demokratie mußte erst den politischen Sieg errungen haben, ehe der Maler sich anerkannt sah. Man möchte in einem ge-



Zeichnung von Myrbach, 1899

wissen Sinne Courbet und Zola miteinander vergleichen. Sowie der Romanschriftsteller wohl dem Realismus huldigt, ohne in seiner Kunstform doch den Romantiker verleugnen zu können, der er seiner Erziehung nach war, so sehr haften auch dem Maler noch die Eierschalen der alten Schule an. Er wollte realistisch sein, aber es gelang ihm nicht, sich vom Atelier und seiner künstlich zurechtgemachten Beleuchtung freizumachen. Courbet malte zwar seine Landschaften vor der Natur, aber die Figuren, die er hineinsetzte, im geschlossenen Raum. Der Realismus bei Courbet und denen, die sich ihm anschlossen, kommt in erster Linie im Vorwurf zur Geltung. Sie scheinen sich Proudhons Forderung zu eigen gemacht zu haben, daß ein Maler im Zeitalter der sozialen Frage nichts anderes als Proletarier malen dürfe, so sehr bevorzugen sie den Bauern, den Arbeiter und ihre Klasse. Der Realismus war gewissermaßen der erste Schritt zur modernen Kunst hin, den entscheidenden hat erst der Impressionismus getan, der den Zusammenhang von Natur und Kunst herstellte. Wieder war es ein Franzose, der die Linie, die bei Velasquez beginnt und sich über Goya fortsetzt in die Moderne hinein weitergeführt hat.

Manet Manet hat damit der französischen Kunst den hohen Rang bewahrt, den sie seit dem 18. Jahrhundert in Europa unbestritten behauptete. Malen wie man sieht, nicht wie man zu wissen glaubt, daß die Dinge aussehen, ist nach Manets Auffassung, die Aufgabe der Kunst. Der Maler soll die Erschei-



Ernst Kirchner, Malerinnen *Aus den Fliegenden Blättern, 1899*

nung so wiedergeben, wie sie sich vom Licht und seinen vielfältigen Reflexen umspielt dem Auge darstellt. In der Tat scheint Manet das Licht für die Malerei erst entdeckt zu haben. Aus dem künstlich und absichtlich verfinsterten Atelier hat er die Kunst ins Freie geführt und sie mit Sonnenschein und Himmelsbläue bekannt gemacht. Keine Entdeckung schien einfacher und doch hat keine länger auf sich warten lassen. Die Freilichtmalerei, der Impressionismus, den man am bezeichnendsten mit Eindruckskunst verdeutschen würde, ging darauf aus, die Dinge mit den Mitteln der Farbe so wiederzugeben, wie sie sich dem Auge unter der Einwirkung von umgebender Luft und auffallendem Licht darstellen. Es ist ihm nicht um die absolute Realität, sondern um ihren Schein zu tun. Zu dem Realismus der neuen Auffassung fügt der Impressionismus die neue Technik, den gesteigerten und verfeinerten Ausdruck. Während Courbet noch an der Linie, am Umriß hängt, löst der Impressionismus das Bild in eine Symphonie farbiger Flecken, in nervös hin- und herzuckende Lichter.

Der Impressionismus

Die Wirkung Manets auf die deutsche Kunst ist nur mit der Zolas auf die deutsche Literatur zu vergleichen. Die große Ausstellung, die Impressionisten und Neoimpressionisten 1886



Edm. E. Walton, Bildnis, 1899

gemeinsam in Paris veranstalteten, wurde für die deutsche Kunst von der größten Bedeutung. Hier schien nicht nur ein Neues, sondern auch ein überzeugend Wahres im Spiel zu sein. Wie die Literatur mit der Butzenscheibenlyrik und dem gelehrten Professorenroman brach, so warf die Kunst die Historienmalerei über Bord und den hergebrachten Schönheitsbegriff hinterdrein. Die neue Kunst erklärt ihre Gleichgültigkeit gegen das Objekt. Alles ist schön, was wahr ist, nicht ausschließlich eine venetianische Dogaressa in Prachtgewändern, sondern jeder Heuschober, den die aufgehende oder sinkende Sonne in ihre farbigen Tinten hüllt. »Kunst ist ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament«, formuliert Zola das Geheimnis des neuen Stiles und beschenkt dadurch die Kunst mit dem neuen Element der Stimmung, das von nun an eine neue Schönheit



Ph. A. von Laszlo, Fürst Fürstenberg, 1899

ver-mittelt. Hatte man bis dahin das Wesentliche der Kunst im schönen Vorwurf gesehen, so emanzipiert sich die Kunst jetzt völlig vom Stoff, ja man sagt nicht zuviel, wenn man behauptet, sie sucht etwas darin, Objekte zu wählen, die bis



Max v. Blittersdorf, Bildnis, 1900

dahin verpönt gewesen waren. Die Arme-Leut-Malerei wird Mode, die soziale Frage drängt ihre Probleme auch Palette und Leinwand auf. Wie in der Geschichtsauffassung, im Roman und im Drama, so wird auch in der Malerei das Milieu zur Hauptsache. In Deutschland dürfen wir wohl Max Liebermann als denjenigen nennen, dessen Werk die Note dieser Zeit- und Kunststimmung am vollkommensten repräsentiert. Ausgerüstet mit einem souveränen Können, im Besitze aller Kunstmittel der neuen Malerei, empfindet er auch das soziale Gemeingefühl seiner Epoche tief genug in der Seele, um es verdolmetschen zu können, ohne zur Tendenz, zur Uebersteigerung oder zur Phrase greifen zu müssen. Es ist eigentlich nur das Hergebrachte und daher auch in voller Ordnung, wenn die Jugend sich von Zeit zu Zeit gegen das Alter auflehnt, die Tradition verwirft und sich neue Wege sucht. Kämpfe zwischen verschiedenen Kunstrichtungen werden dadurch ganz von selbst zu solchen der verschiedenen Weltanschauung. Mit solcher Heftigkeit aber, wie sie zum Austrag gebracht wurden, als der Impressionismus sich Bahn brach, waren sie doch noch selten aufgetreten. Immer versucht das Alter, der Jugend den Weg zu vertreten, bis sich



Mode Artistique, 1900

ein Kompromiß zwischen den Rechten der Beharrenden und den Ansprüchen der Strebenden herstellen läßt, das ihnen erlaubt, weiter wenigstens nebeneinander, wenn auch nicht immer miteinander zu gehen. Diesmal schien eine Verständigung ganz unmöglich. Zwischen Alt und Jung vollzog sich ein Bruch, der für die Oeffentlichkeit in der Gründung der Secession sichtbar wurde. Vieles war zusammengekommen, um die Gegensätze zu schärfen und zu vergiften. Nicht zuletzt der Betrieb des öffentlichen Ausstellungswesens. Seit die Bilder, wie Hausenstein so richtig sagt, »funktionslos in einer aufgelösten Welt umherirren«, waren die Kunstausstellungen die Hauptvermittler zwischen Kunst und Publikum geworden. Sie häuften sich mit der Vermehrung des Schaffens und der Zunahme der ausübenden Künstler, denn wie jedermann weis, wurden 4/5 aller Gemälde mit keiner anderen Absicht geschaffen, als der, auf einer Ausstellung gezeigt zu werden. Es waren Mißstände dieses Ausstellungswesens, die mit ihren üblen Begleiterscheinungen des Prämiierungs- und Medaillenwesens nicht die Begabten förderten, sondern Streber und Intriganten und immer ausschließlicher gewissen Klüngeln zugute kamen, die den Bruch zwischen Alter und Jugend herbeiführten. Die Jugend verzichtete getrost auf den Kram der Auszeichnungen, sie wußte sich ohnehin stark genug. So kam es überall zu Secessionen, am ersten in München. Wer sich



Moniteur de la Mode, 1900

Die Secession





Mode Artistique, 1900
Modell Maison Paquin, Paris

auf die Ausstellungen besinnt, die 1893 und in den folgenden Jahren in dem kleinen Kunstausstellungsgebäude in der Prinzregentenstraße stattfanden, dem werden mit dieser Erinnerung zugleich die stärksten Eindrücke künstlerischer Natur wach werden, die er damals empfing. Da war alles Jugend, Hoffnung, Frische. Eine glänzende Gegenwart schien nur da, um eine schönere Zukunft anzukünden. Vor den neuen Harmonien einer aufgehellten Palette versank der Graus der bisherigen Malerei wie Spuk der Mitternacht vor der Morgenstunde. Von allen Wänden leuchtete in neuen Tönen die Verheißung neuer Möglichkeiten, die Kunst hatte Neuland erobert. Noch viele Besucher werden sich der Ueberraschung erinnern, mit der man damals, wenn man nach zurückgelegtem Rundgang das Haus verließ, beim Betreten des Vestibüls, durch den Eingang wie in einem Rahmen einen Ausschnitt des grünen, sonnenbeglänzten englischen Gartens erblickte und durchaus nur den Eindruck hatte, ein Bild vor sich zu haben, wie man sie eben zahlreich an den Wänden gesehen hatte. Es war zum ersten Male, daß sich Natur und Kunst nebeneinander sehen lassen konnten, ohne sich gegenseitig auszuschließen. Ja, das waren wirklich schöne Zeiten, wenn auch nicht alle Blütenträume reiften. Die Spaltung in der Künstlerschaft zog eine solche im Publikum nach sich und wie etwa 30—40 Jahre früher die Musik Richard Wagners zum Schibo-

leth der Parteien geworden war, so wurde es nun die alte und die neue Malerei. Die Mehrzahl stand selbstverständlich auf der Seite des Alten und Hergebrachten. Aus Bequemlichkeit, um nicht umlernen zu müssen, die einen, aus Furcht, sich zu blamieren, die anderen, aus Gleichgültigkeit die Dritten. Das Verhältnis unserer Gebildeten zur Malerei pflegt noch viel äußerlicher zu sein, wie das zur Musik und sich selten über die Würdigung des Stofflichen zu erheben. »Ich werde weich wie Wachs, wenn ich den Abschied des Landwehrmannes ansehe oder die junge Mutter, die der Tochter den ersten Leseunterricht gibt, oder das Liebespaar am Bache«, erklärte einmal Ernst von Bergmann und kennzeichnet damit den Standpunkt, den unsere Intellektuellen der Kunst gegenüber einnehmen. Es ist immer der Kitsch, der ihnen ans Herz gewachsen ist. In dem Streit zwischen alter und neuer Kunst mußte natürlich auch Kaiser Wilhelm II. das Wort ergreifen, der sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen konnte, die Künstler über die Aufgaben der Kunst zu belehren. Er stand, trotzdem er sich so gern als einen »modernen Menschen«, als einen »Mann unserer Zeit« feiern ließ, dem Gesichtspunkte nahe, unter dem etwa Ernst von Bergmann die Kunst sah, nur daß sich für den Kaiser die Aufgabe der Kunst noch mehr nach der patriotisch tendenziösen Seite hin verschob. Sie hätte nach seinem Gefühl in der Verherrlichung der Hohenzollern eigentlich ein Feld der Tätigkeit finden können, groß genug, um auf die Allotria der Arme-Leut-Malerei verzichten zu können. Das



La Nouvelle Mode, 1900

Der Kaiser und die Kunst



Mode Artistique, 1900
Modell Maison Doucet, Paris

wäre allein seine Sache gewesen, wer hat jemals nach dem Geschmack gefragt, den der alte Kaiser in Kunstangelegenheiten besaß. Aber Wilhelm II. hielt mit seinem Urteil nicht zurück. Mit dem Mangel an Takt, der für ihn so charakteristisch war, und in seinen Reden gegen die Sozialdemokratie so traurig zutage trat, maßte er sich an, auch in Kunstdingen das letzte Wort sprechen zu wollen und wie er die Sozialdemokraten bei jeder Gelegenheit beschimpfte, zog er die Anlässe herbei, um die »Afterkunst«, die »Rinnsteinkunst«, womit er den Impressionismus meinte, zu bemakeln. Er machte sich vor der ganzen Welt lächerlich, über nichts hat man im Inland und Ausland herzlicher gelacht, als über seine Reden über die Kunst,



Mode Artistique, 1900
Modell Armand, Konzerttoilette für Gräfin J. Pourtalès

aber in Deutschland reichte sein Einfluß leider weit genug, um zwar nicht der modernen Kunst, wohl aber dem modernen Künstler zu schaden. Sie wurden in der amtlichen Welt zurückgesetzt, bei Ankäufen übergangen und bei den großen internationalen Ausstellungen, die Deutschland offiziell beschickte, nicht zugelassen. Der Kaiser bewies bei dieser Gelegenheit erneut, wie unmöglich es ihm war, mit dem modernen Leben Fühlung gewinnen zu können und dafür, daß er nicht zur Einsicht und zur Selbstbescheidung kam, sorgte die Liebedienerei der Presse und der Beamten. Bei der Einweihung des Kunstpalastes in Düsseldorf sagte der preußische Minister von Rheinbaben: »Es ist ein ermutigender Gedanke, daß die Düsseldorfer Kunst sich genau in der Linie dessen bewegt, was S. M. der



Harrington Mann, Hyde Park, 1900

Kaiser von der Kunst denkt und wünscht. Wenn Düsseldorf eine solche ideale Kunst pflegt, dann zeigt es sich zugleich als treuer Diener seines Kaisers.« Vernichtenderes ist der Düsseldorferei nur selten gesagt worden.

Der Impressionismus schien die letzte Formel gefunden zu haben, um die rein malerische Wahrheit der Naturwiedergabe verbürgen zu können. Für die Kunst wie für die Aesthetik der Zeit war das Wesen der Malerei in einer Vortäuschung materieller Natürlichkeit beschlossen. Der Impressionismus war der Gipfel zu dem die Kunst auf der Grundlage naturwissenschaftlicher Schulung gelangen konnte. Wie der literarische Naturalismus wurde auch der künstlerische in dem Augenblick vom Individualismus abgelöst, indem er allgemein zur Anerkennung gelangt war und ernsthaften Widerspruch nicht mehr fand. Wir möchten in diesem Sinne Nietzsche



Herm. Schlittgen, Die Frau des Künstlers, 1900

mit Böcklin in Parallele stellen. Dem Maler fiel auf künstlerischem Gebiet die gleiche Rolle zu, wie dem Philosophen auf geistigem. Der Zufall hat auch gewollt, daß beide erst dann zu Einfluß und Bedeutung kamen, als sie das Ende ihrer Laufbahn erreicht hatten. Wir besinnen uns auf das fröhliche Gelächter, mit dem Böcklins Bilder noch in den siebziger Jahren auf den Berliner Ausstellungen begrüßt wurden. Seit es Sezessionen gab, wurde er ein gefeierter Meister. Sicher gehörte er zu den größten deutschen Malern des vorigen Jahrhunderts. Mit ihm schließt die Romantik wie mit einer letzten leuchtenden Blüte ab. Hellenisches Schönheitsgefühl, gepaart mit einem tiefen Empfinden für die Seele der Natur, das wir

Böcklin



John Lavery, Bildnis, 1900

so gern für uns Deutsche in Anspruch nehmen, zeichnen ihn ebenso aus, wie die Eigenart des malerischen Ausdrucks, die in der Tat ganz individuell war. Die allgemeine Sympathie, die Böcklins Bilder gerade erst in der Zeit fanden, in der der Impressionismus die herrschende Formel der malerischen Technik geworden war, deuteten an, daß der künstlerische Naturalismus bereits überwunden war und der Wunsch nach dem Stil sich geltend zu machen begann. Cézanne, Gauguin und van Gogh sind es gewesen, die aus dem Impressionismus und seinen in flimmernde Farbenvibrationen aufgelösten Umrissen wieder zur Linie zurückfanden, die sich um die Zurückführung des Wesentlichen auf die einfachste Linie bemühten. Sie steigern den Ausdruck, indem sie sich weniger kompliziert aus-



Mode Artistique, 1900

Gesellschaftstoilette, getragen von Mlle. Delagny in »Prinzen Erziehung«



Hugo Freiherr von Habermann, Bildnis, 1900

sprechen. Ihre Empfindung ist so natürlich, daß sie nur durch ungebrochene Farben wiedergegeben werden kann. Ihre Kunst ist ein Rückschlag gegen die Nervosität des Impressionismus, dem immer etwas Willkürliches und Launisches anhaftet. Sie streben im Gegensatz dazu nach Klarheit, Einfachheit und Systematisierung der Linie. Sie waren es, die die Katastrophe des Naturalismus herbeigeführt haben und den Sieg des Stils ankündigten. Der Impressionismus hatte die malerischen Möglichkeiten unendlich bereichert, der Kunst eine ganz neue Sprache gelehrt. Nun soll sie den Reichtum abtun, um sich zu verinnerlichen und statt in fremden Zungen zu reden, das überzeugende Kinderlallen einer früheren Stufe der Kultur an-



Salon de la Mode, 1901

Der Expressionismus

nehmen. Der Expressionismus setzt ein, die Ausdruckskunst, die aus eigenem Geist die neue Welt schafft, die in reduzierten Formen das neue Gefühl für Leben und Wirklichkeit zur Anschauung zu bringen versucht. Dabei geht allerdings nicht nur die Schönheit verloren, auch auf das rein Malerische wird der Wahrheit zuliebe verzichtet. Der Kubismus geht in seiner Absage an alle Errungenschaften der bisherigen Kunst, bestehen sie nun in Perspektive, Illusion, Farbenreiz oder was immer, so weit, daß die Werke dieses Stils auf die abstrakten Formeln geometrischer Aufgaben zurückgeführt zu sein scheinen. Die Kubisten verdrängen die Konvention der bisherigen Malerei durch eine neue, sie berauben das Individuum des



Moniteur de la Mode, 1901

eigenen Ausdrucks, um ihm die Sprache einer höheren Gemeinsamkeit zu lehren. Die Futuristen, deren leidenschaftliches, aus Mailand datiertes Manifest, 1910 so großes Aufsehen machte, erklären dem Geschmack als solchem den Krieg. Fort mit aller alten Kunst, hieß es, wir brauchen für unsere Zeit einen eigenen persönlichen Stil. Die bewegte Linie sollte ihn ergeben. Es fehlt nicht an solchen, denen Expressionismus, Kubismus, Futurismus als die Nichtkunst an sich erscheinen will, als die Bankrotterklärung der Malerei, die bereits insolvent war, ehe noch die große Schlußabrechnung der alten Kulturwelt erfolgte. Vielleicht haben wir in ihnen nichts anderes zu sehen, als den tiefen Schatten, den der Bolschewismus vor sich herwarf, bevor er an die Zertrümmerung der Zivilisation ging.



John Lavery, Polyhymnia

Die Porträt-Malerei

Sucht man in dieser Zeit das Bild von Mensch und Umgebung, wie sie wirklich aussahen, so darf man allerdings nicht zu den Meistern der Moderne gehen und sie darnach fragen. Sie geben eine Umwertung in das einseitig Künstlerische, die der Nachwelt, wollte sie diesen Abbildern wörtlich Glauben schenken, manches Rätsel über die Schönheit der Frauen unserer Generation aufgeben würde. Da gibt es Porträts, die einer Stimmungslandschaft geradezu verzweifelt ähnlich sehen, aber von der Eleganz und dem Schick, auf die wir doch Anspruch gemacht haben, nichts verraten. Es ist wirklich kein Zufall, daß die Bildnismaler, welche am höchsten geschätzt worden



La Nouvelle Mode, 1901

sind und sich der uneingeschränkten Gunst derjenigen erfreuten, die sich malen lassen konnten, mit dem, was man die moderne Kunst nennen durfte, gar nicht oder nur sehr oberflächlich zusammenhingen. Das springt bei keinem von ihnen überzeugender ins Auge, als bei Lenbach. In Deutschland war gewiß niemand so gefeiert wie er, aber wenn er auch ein großer Künstler war, von einer Berührung mit den Ideen seiner Zeit konnte ganz gewiß nie die Rede sein. Er fußte so ganz und so ausschließlich auf den alten Meistern, daß Hausenstein den Maler den »Patriarchen des falschen Stils und seine Kunst geradezu ein Pasticcio« nennt. Man wird vor seinen Bildern die Erinnerung an Titian und Velasquez niemals los. Alte Tricks und bewährte neue Kunstgriffe einen sich mit dem Galerieton seiner Farbenskala, um dem Beschauer immer etwas vor-



John Lavery, Frühling

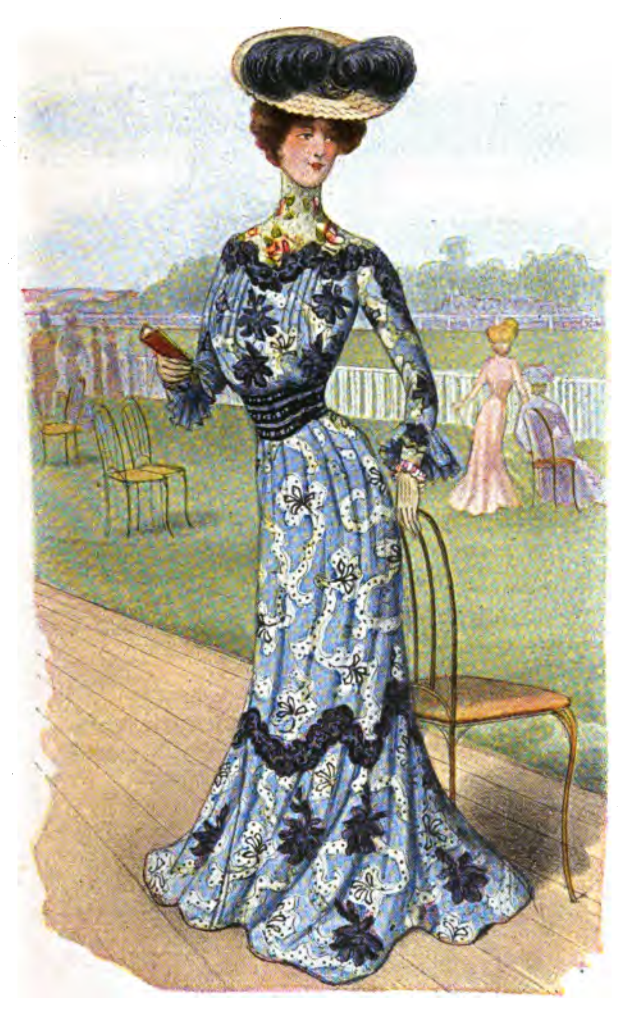


Mode Artistique, 1901 *Modell Callot Sœurs, Paris*



Modell Redfern, Paris *Phot. Reutlinger, 1901*

zutäuschen. Die Damenwelt hat Lenbach sehr bevorzugt, denn er nahm sie psychologisch, trotzdem man einen Künstler, der bei dem Porträt einer Dame die Toilette vernachlässigt, oder sich mit einer sehr summarischen Behandlung derselben begnügt, einen schwachen Psychologen nennen müßte, so als ob etwa ein Maler bei einem männlichen Bildnis die Augen fortlassen wollte. Das Beste und das Bleibende seiner Kunst hat der Meister in den zahlreichen Porträts Bismarcks gegeben. Sie sichern ihm die Unsterblichkeit, denn in ihnen gab er der Mit- und Nachwelt, vor allem aber dem deutschen Volke das Charakterbild seines Reichskanzlers, des Mannes, durch den das Reich erstand, mit dem es stand und ohne den es gefallen ist. Er blieb der einzige, denn wenn seine Würde auch Nachfolger genug fand, sein Amt hat keiner ausgefüllt. In den



Mode Artistique, 1901



Modell Maison Wallis, Paris
Phot. Reutlinger, 1901

Bildnissen von Moltke, dem alten Kaiser, Papst Leo XIII., Döllinger, bewies Lenbach, daß er, wenn er wollte, wirklich ein tiefschürfender Psychologe sein konnte. Mehr oder weniger altmeisterlich im Ton sind auch die anderen großen Porträtisten der Zeit: F. A. von Kaulbach, A. von Keller, Koner, Herkomer, Besnard und so viele andere. Die Bildniskunst hat es am schwierigsten gehabt, sich mit den Ansprüchen der Moderne auseinanderzusetzen, das Publikum zwingt ihr die Tradition auf, die eine Generation der anderen als unverletzlich überliefert.

Die Lithographie und die Photographie haben die Biedermeierzeit und das zweite Kaiserreich geschildert. Die wilhelminische Aera hat ihnen nichts an die Seite zu setzen. Der Steindruck

ist ganz verschwunden und die Photographie hat sich in ihrem Charakter völlig geändert. Sie ist gegen früher popularisiert worden. Der Kodak hat sie zum Sportbetrieb der Dilettanten gemacht und durch die ungemeine Vervollkommnung der photomechanischen Verfahren, die in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre einsetzte, ist die Bilderpresse völlig revolutioniert worden. Die Kunstphotographie hat etwas vom Zeitcharakter angenommen, denn wenn sie früher darauf ausging, ihre Objekte schön zu machen, so legt sie es jetzt nur darauf ab, sie bedeutend erscheinen zu lassen. Wer einmal Photographien der siebziger und achtziger Jahre mit solchen aus dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts vergleicht, der wird die ergötzlichsten Betrachtungen anstellen können. Früher wollten sie alle hübsch, mindestens doch niedlich oder neckisch sein, jetzt haben auch die kleinsten Gänschen an allen Welträtseln mit zu tragen.



Zeichnung von F. v. Reznicek
Aus dem Simplicissimus, 1901

Die Architektur

Weit später als die Malerei ist die Architektur zu einem Zeitstil gekommen. Sie blieb das ganze Jahrhundert in der Nachahmung stecken. Je nach dem persönlichen Geschmack des Bauherrn tasteten die Architekten die gesamte Vergangenheit ab. Antik, romanisch, gotisch, maurisch, Tudor, sie richteten ganz nach Wunsch in allen Schüsseln an, nur nicht in ihrer eigenen, denn sie besaßen keine. Der Krieg gegen Frankreich, der zur Aufrichtung des deutschen Kaiserreiches führte, lenkte den Blick auf die großen Epochen der Vorzeit und brachte die deutsche Renaissance zu Ehren, die mit der berühmten



Bruno Paul, Der Kampf gegen die Schleppe
Aus dem Simplicissimus, 1901

Münchener Ausstellung von 1875 sozusagen Mode wurde. Fast ein Menschenalter hindurch gab sie die stilbildenden Elemente aller neuen Bauten her. Ob Schloß oder Rathaus, Parlament oder Wohnhaus, ohne Giebel und Schnörkel, Verkröpfungen und Säulchen war kein Heil. Das ging nicht ohne Gewaltsamkeit ab, aber mochte auch die Einteilung der Räume darunter zu leiden haben, die Lichtzufuhr ungenügend sein, die Stiegenhäuser stockdunkel bleiben, dem Stil zuliebe nahm man alle Unzuträglichkeiten in den Kauf. Das »Altdeutsche« war die alleinseligmachende Formel. Nur für die Kirchen galt die Ausnahme gotisch oder romanisch, denn da man dem Volk die Religion erhalten wollte, und ungeschickt genug war, das auch noch laut zu sagen, so suchte man in der Vergangen-

heit nach einer Zeit, in der der Glaube auch wirklich noch ganz intakt gewesen zu sein schien und da verbot sich allerdings die Renaissance von selbst. Diese Neigung, sich in Formen auszusprechen, die der künstlerische Ausdruck vergangener Kulturen waren, und durch alle Einfühlung niemals zu den eigenen einer ganz anders gearteten Epoche werden können, glich einer Seuche und das um so mehr, als sie von der Leidenschaft begleitet wurde, die alten echten Bauwerke, die uns die Vorzeit hinterlassen hat, zu restaurieren. Diese Pest geht in die Biedermeierzeit zurück, sie ist die große Sünde gegen den heiligen Geist der Kunst. Ohne Scham und Scheu haben sich die Restauratoren das ganze Jahrhundert hindurch an den Denkmalen versündigen dürfen, die ihnen heilig und unantastbar hätten sein sollen. Auch in dieser Beziehung war der Geschmack Wilhelms II. maßgebend. Er hat ihn in der Restaurierung der Hohkönigsburg und der Marienburg manifestiert. Jahrelang hat die öffentliche Meinung in Deutschland einen heftigen Kampf um das Heidelberger Schloß führen müssen, das in Gefahr war, seiner »Erhaltung« zuliebe ebenfalls der Theaterei der Wiederhersteller zum Opfer zu fallen. Erst als man den Faden der Entwicklung da wieder aufnahm, wo er durch den geradezu plötzlich hereinbrechenden Einfall der historischen Stile abgerissen war, nämlich beim frühen Biedermeier, stellte man die Kontinuität der Linie wieder her. Fast drei Menschenalter waren darüber vergangen, aber da der Künstler, dem die Verbindung verdankt wird, ein Geist von schöpferischer Genialität war, wir nennen Messel, so darf man von seinem Auftreten die Reform der Baukunst datieren. Jahrzehnte hindurch hatte man nur der Fassade zuliebe gebaut und den Zweck verkrüppelt, man hatte das Material unerhört vergewaltigt, indem man seine elementarsten Bedingungen ignorierte. Nun kommen wie in der soliden alten Zeit Zweck und Stoff wieder zu Ehren. Man zeigt das Eisen und versteckt es nicht mehr. Putz ist Putz und will nicht Haustein vortäuschen. Die überflüssigen und üblen Zierstücke, daß sie aus gestrichenem Zinkguß waren, verstand sich von selbst, verschwinden. Wie in der Malerei, kommt die Wahrheit auch in der Baukunst zu Ehren. Man hatte das Gefühl, aus einer muffigen Maskengarderobe ins Freie zu treten, frische Luft einzuatmen, statt staubiger Bühnenatmosphäre. Ein frischer



Zeichnung von F. v. Reznicek
Aus dem Simplicissimus, 1901

und reger Geist machte sich allenthalben geltend. Wer so manche der öffentlichen und Privatbauten, die im letzten Jahrzehnt vor dem Kriege in Berlin, München, Darmstadt und an anderen Orten entstanden, gesehen hat, der durfte überzeugt sein, daß wir auf dem richtigen Wege waren, und die Periode der historischen Stile als eine Kinderkrankheit der Ueberbildung hinter uns lag.

Die Denkmalswut

Nicht ebenso glücklich war es um die Plastik bestellt. Zwar hat kaum eine der früheren Perioden der mittelalterlichen und



W. Caspari, Engel *Aus der Jugend*

der modernen Geschichte eine solche Denkmalswut gekannt, als sie diese Jahrzehnte und nicht etwa nur in Deutschland zeigten, auch an großen Könnern hat es nicht gefehlt, aber umsomehr an Vorwürfen. Das Denkmal auf öffentlichem Platze, noch bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts eine seltene Ausnahme, wird in diesem die Regel, weil das Gefühl für Geschmack und Stil völlig abhanden kommt. Die Sucht, alle Plätze mit Porträtstatuen zu füllen, wird geradezu krankhaft, denn der Byzantinismus der wilhelminischen Aera schürt sie zum Fieber. Eine preußische Stadt, die noch kein Denkmal Wilhelms I. besaß, galt für unpatriotisch und mußte sich auf den Druck, der höheren Ortes ausgeübt wurde, wohl oder übel zur Errichtung eines solchen verstehen. Es durfte auch nur eine Reiterstatue sein, denn selbst im Denkmalswesen hielt der neue Kurs auf die Unterschiede von Rang und Stand. Nur Kaiser und Könige reiten, Generäle stehen, Bürgerliche haben zu sitzen, so wollte es das preußische Denkmalsreglement. Einer Stadt, die noch kein Kaiserdenkmal hatte, stand nicht das Recht zu, einem verdienten Mitbürger eines zu errichten, denn bürgerliche Verdienste waren nicht denkmalsfähig. Als es während des Krieges zum Einschmelzen der Bronzemonumente kommen sollte, da wurden überall in Preußen die Denkmäler bürgerlicher Koryphäen ohne Rücksicht auf den Kunstwert als erste in den Schmelztiegel gesteckt. Wenn der Bildhauer um die Aufgabe Porträtstatuen moderner Menschen bilden zu müssen, an



Robert Weise, Bildnis, 1901

und für sich schon nicht zu beneiden ist, so wurde dieser Kreis möglicher Vorwürfe durch die Beschränkung auf Wilhelm I. und allenfalls Bismarck noch enger gezogen, so daß der Denkmälerüberfluß außerordentlich monoton und uniform wirkt. Innerhalb eines Weges von 20 Minuten stehen in Berlin drei Denkmäler Wilhelms I. beisammen, in ganz Groß-Berlin werden es nicht weniger als ein Dutzend sein. Man braucht noch gar nicht einmal an die Siegesallee in Berlin zu denken, eine in Marmor ausgeführte Fibel für ABC-Schützen, um denen recht zu geben, die die Denkmalswut der Aera Wilhelms II. als eine Verfallserscheinung charakterisieren. Unendlich gering ist in Deutschland die Zahl derjenigen Denkmäler, die auch nur über ein gewisses

Das Kunstgewerbe



Elias Repin, Graf Tolstoi, 1901

Mittelmaß hinausragen. Wir dürfen vielleicht das Kaiser Wilhelms am Deutschen Eck in Coblenz und Lederers Bismarck in Hamburg nennen, eine Gestalt, die die Bedeutung der Persönlichkeit und ihres Werkes restlos ausschöpft.

Am deutlichsten trat der Sieg der neuen Richtung im Kunstgewerbe hervor, von dem man ja auch erst seit jener Zeit so viel spricht und schreibt. Aus der völligen Stillosigkeit, in die das Kunstgewerbe unter dem zweiten Kaiserreich verfallen war, ein unorganisch buntes Durcheinander aller Formen, vermischt mit wild naturalistischen Motiven hatte jeden Gegenstand nach Form und Material um seine Zweckbestimmung zu bringen gewußt, rettete es der Stilhunger, der mit der Renaissancebewegung einsetzte. Alle Gebrauchsgegenstände vom feststehenden Möbel bis zum leichtbeweglichsten Ziergerät, mußten auf einmal »altdeutsch« sein. Die deutsche Renaissance gab das Vorbild für alles her, was die Wohnung des Bürgers füllte. Nun war der Möbelvorrat des 16. Jahrhunderts im Verhältnis zu dem des 19. außerordentlich gering. Ein großer Teil der Stücke, die heute auch der bescheidenste Haushalt für unentbehrlich hält, existierte damals gar nicht, wie man denn weder Sofas noch Kleiderschränke, Kommoden, Waschtische, Büfetts oder Schreibtische kannte. Alles das mußte nun wohl oder übel im Stil



Karl Gampenrieder, Bildnis, 1901



F. A. von Kaulbach, Miß F., 1901

der alten Zeit nachempfunden werden. Das führte selbstverständlich zu einer argen Kompromißwirtschaft zwischen alt und neu, in den meisten Fällen zu einer ärgerlichen, weil ganz oberflächlichen Anpassung an konventionelle und falsch empfundene Formen. Sinnlos, meist sogar störend angebrachte Zieraten mußten den idealen Zusammenhang mit der alten Zeit notdürftig herstellen, Zieraten, die unorganisch mit dem Möbel verbunden, die einfachste Logik gegen sich hatten. Immerhin behauptete sich der altdeutsche Stil doch etwa anderthalb Jahrzehnte, bis die Führung begabter Münchener Kunstgewerbler und Künstler, wir erinnern z. B. an Gedon, den Marsch durch Barock und Rokoko fortsetzte. Es blieb eigentlich alles beim alten, nur ersetzten Formen des 17. und 18. Jahrhunderts die des 16. Sie waren dem Möbel aber ebenso zweckwidrig ange-



Raimund Germela, Wienerin, 1901

paßt, wie vorher das Altdeutsche. Als auch das Rokoko absolviert war, und die Nachempfindler sich dem Biedermeier gegenüber sahen, das man bis dahin geradezu emphatisch gering geschätzt hatte, kam gleichzeitig mit der Notwendigkeit, sich nun mit diesem Stil befreunden zu müssen, eine neue Bewegung über den Kanal. Die englische Handwerkskunst der frühen viktorianischen Aera unterschied sich von der gleichzeitigen französischen nur durch solidere Arbeit und besseres Material. Stilistisch paßte sie sich ihr durchaus an, bis in den achtziger Jahren der Einfluß von Ruskin und Morris sich geltend zu machen begann. Sie griffen auf die einfachen Formen der frühen Gotik zurück und zeigten, daß die sympathische Schönheit ihrer Linien auf dem Zusammenfallen ästhetischer Reize mit dem Lebensgehalt jener Epoche beruhte. Das auch für unsere Zeit erreichen zu wollen, war ihr Ziel. Am Weg, den sie dazu einschlugen, stand der Wegweiser: Einfachheit, Wahrheit, Echtheit. Die Surrogatwirtschaft, der die Industrie so bereitwillig Vorschub leistete, verurteilten sie ebenso streng, wie die Nachahmung stilistischer Eigentümlichkeiten, die nicht aus der Sache selbst hervorgingen. In England fielen ihre Bestrebungen auf einen fruchtbaren Boden. Das Kunstgewerbe empfing neue und starke Impulse. Das »Studio«, das Blatt, in dem die Bewegung einen so glänzenden Interpreten ihrer Absichten fand, gelangte

auch nach Deutschland und wem jene Jahre noch gegenwärtig sind, der wird sich entsinnen, mit welcher durchschlagenden Ueberzeugungskraft es auf Künstler und Laien wirkte. Hier war endlich klipp und klar ausgesprochen, wonach auch bei uns jeder Einsichtige Verlangen trug. Der eigene Stil sollte endlich kommen, der verwirrende und groteske Mischmasch einmal ein Ende nehmen. Der Anstoß ging von England aus, aber es bedurfte nur einer Anregung, um die deutschen Künstler zur Selbstbesinnung zu bringen. Ein Verdienst, das nicht hoch genug geschätzt werden kann, fiel bei diesem Umschwung den Männern zu, die man in Deutschland wohl als die Erzieher des Volkes zur Kunst bezeichnen darf. Peter Jessen, Lichtwark, Muthesius, in späteren Jahren Karl Scheffler haben in Reden und Schriften immer wieder auf das Einzige hingewiesen, das uns not tat, um zu einem Stil als künstlerischen Ausdruck der Gegenwart zu gelangen, nämlich Wahrheit. Wahrheit im Sinne von Zweckvernunft, d. h. Anpassung der Form an den Zweck. Die Form darf nichts Willkürliches sein, sondern der sichtbare Ausdruck mechanischer Funktionen. Wahrheit im Sinne von Echtheit, also abtun aller Surrogate. Auch die schlichteste Form und das einfachste Material können schön sein. Der Erfolg der Bewegung zeigte, welche künstlerischen Kräfte in unserem Volke geschlummert hatten. Es war, als sei ein befruchtender Regen nach langer Dürre niedergegangen, so sproßte und blühte es überall. Den Historismus der Stilwut hatten die Architekten auf dem Gewissen, diesmal geriet die Bewegung glücklicherweise in die



Agathon Léonard, Tänzerin, 1901

Hände der Maler, die nicht so einseitig verbildet sind und ein wirklich frisches Leben setzte ein. Nicht gerade zur Führerin aber zum Prototyp der neuen Richtung wurde bei uns damals die »Jugend«, daher man den neuen Stil denn auch so oft den »Jugendstil« genannt hat. Es war nicht alles ausgegoren was zutage kam, Paul Lindau nennt die Secessionsornamentik einmal »Makkaroni mit Frostbeulen«, aber was macht's, immer noch besser ein Jugendstil als ein Altersstil. Eckmann, Riemerschmid, Bruno Paul, van de Velde, Pankok, Olbrich, wer wollte alle Namen nennen, haben die neuen Linien und Formen aufgegriffen und indem sie eben dort anknüpften wie die Architekten, nämlich beim Biedermeier, wirklich Neues und Eigenes gestaltet. Der Erfolg der Bewegung war um so größer, weil, wie Hermann Bahr sagt »die Kunst für diese Generation ein Ersatz des Lebens geworden war, welches in unserer bürgerlich verengten, verbogenen und verdrückten Welt unmöglich ist«. Die immer höher anschwellenden Fluten des Demokratismus trieben die Individualisten auf der kleinen Insel der Kunst zusammen, auf die sie sich geflüchtet haben, um ein eigenes Leben zu führen, fern von der großen Masse. Sie retten sich aus dem Leben und vor dem Leben, um in der Kunst nur für die Kunst zu existieren. Ein Hypermodernismus entsteht, der, wie in Darmstadt, Farbe, Töne und Gerüche in Bewegung setzt, um zu wirken. Das Aesthetentum der Ueberkultivierten. »Es ging eine Lähmung von dieser Umgebung aus«, schreibt Lilli Braun, als sie die Wohnung ihres Schwagers Eckmann schildert. »Etwas, das vom Leben gewaltsam abzog.« Sie mag darin nicht mehr die Kultur des Individuums erkennen, sondern nur noch den Kultus desselben und klagt: »Mit schmerzhafter Klarheit empfand ich die gähnende Kluft zwischen der ästhetischen Kultur, die um uns her zu blühen begann und dem Leben, dem Denken und den Wünschen, der Millionen, die erst anfingen, um die Befriedigung ursprünglicher Triebe zu kämpfen.« In der Tat ist nicht nur diese Kunst, sondern jede Kunst eine Treibhausblume für Auserwählte, den Vielzuvielen wird sie stets verschlossen bleiben, ihrem Empfinden wird der Kitsch immer am teuersten, weil verständlichsten sein.

Die Musik Die Oper beherrscht in diesem Zeitraum Richard Wagner. Nach dreißigjährigem Kampf um seine Ideale blieb er der Sieger, der zu allgemeinster Anerkennung durchgedrungen war. Kein Komponist ist in dieser Epoche so häufig und mit solchem Beifall

aufgeführt worden. Bayreuth, wo Witwe und Sohn des Verewigten sein Werk genial gehütet haben, wurde der Wallfahrtsort der ganzen musikalischen Welt. Ein Weihefestspielhaus im höchsten Sinne der Kultur. Auf Wagners Spuren schritt Richard Strauß, der die kontrapunktistische Technik immer weiter vervollkommnete, um der Widergabe seelischer Stimmungen so nahe wie möglich zu kommen, dem sich jedes seelische Problem zu einem neuen Klangbilde gestaltet. Wie das Ausland niemand besaß, der sich mit Richard Wagner messen durfte, so besitzt es auch heute niemand, den es Richard Strauß an die Seite setzen könnte, aber bezahlen wir den Ruhm, das musikalischeste Volk der Welt zu sein, nicht zu hoch? Oscar A. H. Schmitz hat auf den zweifelhaften Wert der Musik als Kulturquelle hingewiesen. Er nennt die Askese der Innerlichkeit, die der Konzertsaal lehrt, ein gefährliches Gift, indem er ausführt: »Die an sich unbegreiflich hohe musikalische Entwicklung des deutschen Geistes neben der Zerrissenheit der sonstigen deutschen Kultur, die sich in der bekannten Form- und Geschmacklosigkeit, staatlichen und gesellschaftlichen Verworrenheit, kurz in allen Mißständen unseres gemeinsamen Daseins zeigt, wird erst begreiflich, wenn man das auflösende Wesen der Musik erkennt.« Die Anschauung ist neu, aber zum Nachdenken gemacht. Wir Deutsche müssen die Fehler unserer Vorzüge politisch büßen.



Lenbach, Hans von Bülow

Das Theater

Das Drama steht in der ersten Hälfte dieser Periode wie die Literatur und die Malerei im gemeinsamen Zeichen des Na-



E. Werenskiold, Björnstjerne Björnson

turalismus und des Sozialismus. Ihm zuliebe wird 1889 in Berlin die »Freie Bühne« gegründet, auf der die jungen Stürmer und Dränger zu Worte kommen können, ohne von der Polizei behelligt zu werden. Wenn sie sich in erster Linie mit den Problemen befassen, die aus dem Leben des Arbeiters stammen, so hat der Norweger Ibsen dafür die bürgerliche Gesellschaft aufs Korn genommen und strichelt in seinen Dramen die geistige Armseligkeit und die schmutzige Selbstsucht dieser Kaste in Bildern zusammen, die mit um so lebhafterem Beifall aufgenommen wurden, als die Gesellschaft immer geneigt ist, sich am Zerrbild ihres Wesens zu ergötzen. Wie die französische Aristokratie bei der Aufführung von Figaros Hochzeit jubelte, so konnte sich das deutsche Publikum an Ibsen nicht sattsehen, viele sicher, mit dem Hintergedanken des Pharisäers: Herr, ich danke Dir, daß wir nicht sind wie diese Norweger. Wo die Bühne nur dem Vergnügen dient, da begegnete man immer nur französischer Ware, im schlechten Original oder noch schlechterer Imitation. Ehebruch und wieder Ehebruch und nochmals Ehebruch und man durfte sich oft genug fragen,



C. Frithjof Smith, Henrik Ibsen

wie ist es möglich, daß das Theater dabei seine Rechnung findet? Stücke, die zu minderwertig waren, um in Paris aufgeführt zu werden, fanden an den Theaterdirektoren Deutschlands willige Abnehmer. Nicht einmal der Krieg hat hier ein Halt gebieten können. Unmittelbar nach der Novemberkatastrophe 1918 nahm der gefeiertste Theaterdirektor Berlins einen neuen französischen Schwank in sein Repertoire auf!? Schade, daß wir taktlos genug sind, den Fremden nachzulaufen und dabei niemals von ihnen lernen.



Die Damenmode

»Seit meinen Gedenkzeiten«, schreibt Jakob Burckhardt 1882 an Max Alioth, »hat das Tun und Merito der Damen darin bestanden, meist ganz scheußliche Moden durch vielen Gout wieder erträglich zu machen.« Wenn dieser Ausspruch keine Paradoxie ist, dann gibt es keine und wir haben den großen Kulturhistoriker ein wenig in Verdacht, daß er es mit der Mode etwa so gemacht hat wie mit dem Barock. Uns anderen hat er es im Cicerone verleiden wollen, sich selbst aber zu eben diesem Freund schon 1875 ausgesprochen: »Mein Respekt vor dem Barokko nimmt stündlich zu und ich bin bald geneigt, ihn für das eigentliche Ende und Hauptresultat der lebendigen Architektur zu halten.« Man sieht, der Aesthetiker Burckhardt war gar nicht so ausschließlich auf die Renaissance eingeschworen, wie er glauben machen will und wir können uns des Mißtrauens nicht erwehren, daß es mit der Mode am Ende nicht viel anders war. Die Moden seiner Zeit haben ihm jedenfalls zu diesem Urteilsspruch keine Veranlassung gegeben. Wir wüßten mit gutem Gewissen keine zu nennen, die das Prädikat »scheußlich« verdiente, denn seien wir ehrlich, wir finden sie alle hübsch.

In einer ganz selbstverständlichen Reaktion war auf die Mode der sehr weiten und dann der sehr langen Kleider, die der ganz engen gefolgt. Sie war am Ende der siebziger Jahre auf dem Höhepunkt angelangt, von dem aus es keine Steigerung mehr gab, erzählte man sich doch glaubwürdig, Kaiserin Elisabeth von Oesterreich hätte sich ihre Reitkleider auf den bloßen Leib nähen lassen und Baronin Marie Wallersee, die 1877 den Grafen Georg Larisch heiratete, berichtet von ihrer Brauttoilette: »Mein Kleid war so eng, daß ich nicht zu essen wagte.« Die Grenze der Uebertreibung war also erreicht und die Mode mußte sich entschließen, rückläufig zu werden, wie die Sonne nach den Tag- und Nachtgleichen. Noch die ersten achtziger Jahre sahen das enge Kleid, das die Erscheinung der Trägerin lang und schmal zu machen bestimmt war. Die Röcke waren eng, fußfrei und zeigten nur bei Gesellschaftskleidern lange Schleppen. Sie waren reich garniert, Stickereien verzierten sie, Rüschen, Fransen, Spitzen, Schleifen bildeten den Ausputz, die Taille war lang, stark geschnürt und endete spitz, der Ausschnitt war viereckig, Schärpen und Schleifen setzten die Taille vom Rock ab. Der Besatz wie der ge-





So sahen Herr und Frau Schmidt aus, als sie nach London reisten. *Und so sahen sie aus, als sie nach 8 Tagen als Mr. und Mrs. Smith zurückkehrten.*

Zeichnung von Th. Th. Heine

Aus dem Simplicissimus, 1902

samte Ausputz werden gern in Farben gewählt, die von der des Kleides abstechen. 1882 ist die Turnüre wieder da, die im Anfang der siebziger Jahre die Silhouette der weiblichen Erscheinung so nachhaltig beeinflußt hatte. Sie behauptet sich ungefähr ein Jahrzehnt, nicht zum Nachteil der Mode. Mit ihr erscheinen die drapierten Röcke, die selbst bei einfachsten Stoffen und schlichtesten Mustern große Eleganz erlaubten. Die Drapierungen verdrängen den Ausputz, Ton in Ton die kontrastierenden Farben. Man kombiniert ein Kleid gern aus verschiedenen Stoffen derselben Farbe, z. B. Sammet und Tuch, Seide und Tuch und erzielt dadurch die gefälligsten Wirkungen, wie man auch mit Geschmack die gleiche Farbe in verschiedenen Tönungen zu verwenden weiß. 1883 trägt man zu großkarierten Schottenmustern die assortierten Taillen im dunkelsten Ton des Musters. Drei Jahre darauf liebt man noch immer die schottischen Muster, aber man stellt sie anders zusammen, indem man einfarbig wählt, mit abgepaßten schottischen Bordüren. Die Plisseeröcke kommen in dieser Zeit auf, um im Laufe von rund 25 Jahren nicht mehr ganz zu verschwinden. Die Röcke, die über Plissee und Volants in Paniers geraffte Tuniken zeigen, verlangen als Gegengewicht ihrer vielen Falten die glatte enganschließende Taille. Sie ist hoch geschlossen, lang, spitz geschnürt und trägt als einzige Verzierung gewöhnlich sehr zahlreiche Knöpfe. Die Aermel

Die Turnüre



La Nouvelle Mode, März 1902



La Nouvelle Mode, Januar 1902

sind lang und eng, hin und wieder auch einmal halblang. An Ballkleidern fehlen sie ganz und werden durch ein Band markiert, das über die Achsel läuft. Den Umfang, den sie in der ersten Hälfte der siebziger Jahre erreichte, hat die Turnüre in den achtzigern nicht wieder beansprucht. 1888 beginnt sie einzuschrumpfen, 1889 ist sie kaum noch bemerkbar und 1890 ist sie bereits verschwunden. Mit ihr die Drapierung der Röcke. Der Stoff fällt glatt in großen Falten, wird aber nicht mehr gerafft oder gebauscht, die Taille ist lang und spitz. Die Mode hat wieder einen Ruhepunkt erreicht, von dem sie gewissermaßen zu ihrem Ausgangspunkte zurückkehrte. Sie hatte sich das ganze Jahrzehnt dem Rock zugewandt und der Taille durchaus keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts sollte sich das ändern. Man bemerkt schon 1890, daß die Aermel den Oberarm nicht mehr in seiner richtigen Gestalt nachzeichnen, sondern an der Schulter hochstehend ansetzen. Diese Form nimmt schon im nächsten Jahr die richtige Hammelkeulenform an. Damit treten wir in eine Epoche ein, in der die Mode sich geradezu mit Vorliebe mit dem Aermel beschäftigt und etwa 15 Jahre hindurch nicht davon abläßt, immer neue Formen für seine Gestalt ausfindig zu machen.

Die Röcke Länger als ein Jahrzehnt hatten die Röcke bis zur Erde gereicht, sie waren weder fußfrei noch lagen sie auf dem Boden auf. Kaum aber ist die Turnüre verschwunden, so beginnt der



Wiener Schick, 1902

Rock sich zu längen und schon im Jahre 1892 taucht auch beim Straßenkleid die Schleppe auf. Taille und Rock erhalten andere Formen, wir treten in eine neue Periode der Mode ein und zugleich in eine solche, in der sie mit einem Raffinement der Mittel gearbeitet hat, daß diese Aera, die ungefähr von 1892 bis 1907 reichte, zu einem Höhepunkt der Bekleidungskunst macht. Leider fehlt es an einem Namen für sie. Folgen wir zuerst der Entwicklung des Rockes. 1891 noch eng, glatt und rund, erhält er 1892 eine kurze Schleppe und beginnt 1893 in eine Bewegung einzutreten, die ihn um die Hüften enger macht um ihn am Saum immer weiter werden zu lassen, der



Wiener Schick, 1902

Glockenrock beginnt. Er setzt an der Taille glatt an, damit der Eindruck der Figur schlank bleibt. Die Stoffmasse, die nötig ist, um die untere Weite und Länge hervorzubringen, wird rückwärts eingereiht, in Tollfalten gelegt oder, wenn die Schleppe sehr lang sein soll, hinten in tiefen Röhrenfalten angeordnet. Manchmal werden die Falten bis zum Knie abgesteppt und fallen in halber Rockhöhe lose auf, hin und wieder sieht man auch die Röcke ganz in flache Quetschfalten gelegt, die am Knie aufspringen. Ihre eigentliche Absicht erreicht die Mode erst 1898, als sie das Geheimnis heraus hat, den Rock rings um die Taille völlig glatt und faltenlos ansetzen zu lassen, oben alle Falten zum Verschwinden zu bringen und



La Mode Illustrée, März 1902

ihm unten doch jede gewünschte Weite und Länge zu geben. Sie erzielt das durch die Kunst des Zuschneidens der Rockbahnen, des angeschnittenen Volants. Nun behält der Rock mehrere Jahre hindurch diese Form des Schnittes, er bleibt bis zum Knie eng und glatt, um von dort aus weit, faltig und lang auszuspringen. Er schleppt nicht nur rückwärts, er liegt an den Seiten lang auf und 1902 hat er eine Länge erreicht, daß man beinahe sagen möchte, er schleppt auch vorn. Kurze Zeit, gerade um die Jahrhundertwende, lanziert die Mode Doppelröcke, die indessen bald wieder verschwinden, die einmal beliebt gewordene Form des Schnittes auch nicht angetastet haben. Der Rock hat es in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts ganz auf das Schlankmachen abgesehen, er



Modell Maison Jeulin, Paris
Photo. Reutlinger, 1902

ist eng bis über das Knie und endet in langer Schleppe. Betrachtet man etwa von 1900 an eine Reihe Modebilder der nächsten Jahre, so erkennt man deutlich die Tendenz der Mode, die Frau immer schlanker und schlanker zu machen. Es ist gerade, als strichen schmeichelnde Hände zärtlich an ihr herunter und streiften jedes Jahr eine Falte mehr hinweg. Der gleiche Prozeß wiederholt sich wie dreißig Jahre zuvor, als die Frau von 1873—1878 dieselbe Prozedur durchmachte: alles überflüssige immer weiter nach unten, immer knapper, immer schlanker. Das Zuviel, das oben in Wegfall kommt, sammelt sich am Rocksaum als Schleppe an, schließlich genügt ein Schnitt und ein neues Ideal wird fertig sein. Beide Male ist es so gekommen, gerade ein Menschenalter lag dazwischen.

Als die Mode sich, 1890 beginnend, wieder einmal mit be-



Modell Maison Doucet, Paris
Photo. Reutlinger, 1902

Die Aermel

sonderer Liebe der Aermel annahm, da hatte sie eigentlich nichts nötig, als sich selbst zu kopieren, indem sie die Großmütter der damaligen Generation fragte, was sie 60 Jahre zuvor getragen hatten. Wirklich hat sie es auch so gemacht. Keine Aermelform, die in den neunziger Jahren auftauchte, die nicht in den dreißigern schon dagewesen wäre. Den Enkelinnen blieb nichts von dem erspart, was ihre Großmütter hatten tragen müssen. Die Hammelkeulen begannen nun sehr rasch in die Ballonform überzugehen, man bauschte den Stoff um den Oberarm eine Zeitlang geradezu ungeheuerlich auf, so daß er sackartig wirkte, um in der nächsten Saison etwas anderes auszudenken. Man machte Doppelpuffen, löste den Aermel ganz in Volants auf, war aber nach einigen Jahren des Spiels schon so müde, daß die Aermel 1899 wieder einmal glatt und eng sind, dabei sehr lang, mit angeschnittenen Manschetten, in



Modell Maison Doeuillet, Paris
Phot. Reutlinger, 1902

denen die Hand völlig verschwindet. Das dauert nur etwa zwei Jahre, dann geschieht etwas wirklich Unglaubliches und Unwahrscheinliches. Die Mode sucht etwas vor, was sie eben abgelegt hat, nämlich die Aermel mit den Riesenbauschen am Oberarm. Sie nimmt sie, dreht sie einfach um, was oben war muß unten stehen und so tragen die Damen in den Jahren 1901, 1902 und 1903 Aermel, die bis zum Ellenbogen ganz eng sind, um am Unterarm in Beutel überzugehen, die tief herabhängen und am Gelenk geschlossen sind. Das war wirklich eine Mode, von der wir Burckhardt ausnahmsweise zugestehen wollen, daß sie »scheußlich« war. Nicht weil sie unpraktisch war, sondern weil sie einen häßlichen Arm machte, jeder Grazie der Bewegung förmlich ein Zentnergewicht anhing. Dann



F. v. Reznicek, Valse bleue

Aus dem Simplicissimus



M. Svabinsky, Bildnis, 1902

kommt eine Zeit der Willkür, in der der Aermel der individuellen Phantasie mehr als gut überlassen bleibt. Die Beutelform verschwindet, die Puffe am Oberarm tritt wieder in ihre Rechte ein. Manche Aermel werden glockenförmig gebildet, entsprechend der Mode von 1860, andere in zwei großen Volants geöffnet, es scheint kein maßgebender Impuls mehr dafür vorhanden zu sein. Man fühlt, die Mode ist dieses Spiels überdrüssig. Indem sie darüber nachzudenken scheint, was sie nun mit dem Aermel beginnen soll, wird sie ihn fallen lassen, denn sie ist auch beim Rock da angelangt, wo das Alte aufhört und das Neue beginnt.

Das sind die großen Linien der Mode eines Zeitraums, der un-



Zeichnung von F. v. Reznicek
Aus dem Simplicissimus, 1902

gefähr, in Modedingen gibt es immer nur ein Ungefähr, nie ein ganz Sicher, 15—18 Jahre dauerte. Diese Epoche zeichnete sich, was wir schon hervorgehoben haben, auch durch einen besonderen Luxus aus. Er kam einmal in den Stoffen zum Ausdruck. In früheren Zeiten galten Moden, in denen wie z. B. im Rokoko die Seide herrschte, als vorzugsweise luxuriös. Was sollen wir dann erst von dieser Mode sagen, in der die Seide eine Hauptrolle spielte, ohne daß sie doch immer sichtbar gewesen wäre. Die Seide wird ganz auf Gesellschaftskleider beschränkt. Bei Straßen-, Promenaden- und Hauskleidern verschwindet sie.



Zeichnung von F. v. Reznicek
Aus dem Simplicissimus, 1902

Die Dessous

Noch unter dem zweiten Kaiserreich galt Seide auch für diese Zwecke als besonders distinguiert. Man entsinnt sich aus Zolas »Au bonheur des Dames«, daß die Ladenmädchen der großen Pariser Warenhäuser eine Uniform aus schwarzer Seide anzulegen hatten. Das hat sich ganz geändert, dafür aber spielt dieser Stoff eine Rolle als Futterstoff, die ihm keine der vergangenen Moden jemals anzuweisen gewagt hat. Je weniger die Kleiderröcke selbst aus Seide gefertigt werden, um so mehr werden sie



Leo Freiherr v. König, Bildnis, 1902

darauf gearbeitet, um so ausschließlicher werden die Unterröcke daraus gemacht. Noch in den achtziger Jahren hatten mehrere Unterröcke zur vollständigen Toilette gehört. Seit die Mode mit solcher Beharrlichkeit auf Schlankheit ausgeht, werden ihrer immer weniger. Schließlich beschränkt man sich, um auch keinen Zoll zu viel auf den Hüftenumfang auftragen zu müssen, auf einen einzigen. Diesen hat man dann aber auch mit einer Sorgfalt und einem Geschmack ausgestattet, wie man sie früher kaum



Eugen Spiro, Das Reformkleid, 1902 *Aus der Jugend*



Otto Propheter, Bildnis, 1902

auf den sichtbaren Rock selbst verwandte. Die schönsten Stoffe, die feinsten Zutaten, die reizvollste Verarbeitung wirken zusammen, um den Jupon in dieser Zeit zu dem Stück zu machen, auf das die Bekleidungskunst ihr ganzes technisches Können und ihre ganze Phantasie verwendet. Da die Damen genötigt sind, ihre sehr langen Kleiderröcke auf der Straße immer hoch zu heben, so gewähren sie auch immer einen mehr oder weniger indiskreten Blick auf ihre Dessous. Wie 60 Jahre zuvor Balzac eine Psychologie der Dame auf die Art gründen wollte, wie sie ihr Taschentuch in der Hand hielt, so hätte man in diesen Jahren Rückschlüsse auf ihren Charakter aus der Art und Weise ziehen können, wie sie ihren Rock aufhob. Die eine mit der ganzen



Gaston La Touche, Ball, 1902

Hand, energisch und entschlossen, die andere mit zwei Fingern, zipp und zimperlich; die einen zogen nach der Seite, die anderen hoben nur rückwärts eine Handbreit, die Unachtsamen schleiften durch Staub und Schmutz. Für die einen wie die anderen war der Jupon von der größten Wichtigkeit. Schöner als das Kleid war er fast immer. Er wiederholt natürlich die Schnitte desselben, nur daß er immer rund und fußfrei bleibt, — mit dem Schleppunterrock der siebziger Jahre hat man endgültig gebrochen, — er ist eng und knapp bis zum Knie, wo er zu weitem Umfange aufspringt. Da er in hundert Situationen beim Liegen, Sitzen, Tanzen sichtbar wird, so fällt der Hauptakzent der unteren Partie zu, die reich und apart sein muß und dem Auge Rätsel aufgeben darf. So macht man ihn gern locker und löst ihn in Volants, je duftiger und luftiger um so besser. Ein Jupon von

schwerem, grün gemustertem Damast geht z. B. am Knie in ein weites Volant von grünem Rips aus. Dieses wird bedeckt von einem zweiten Volant von schwarzer Spitze, das in mehreren Reihen mit schmalem grünen Atlasband besetzt ist, darüber fällt ein drittes Volant von Crêpelisse, das in ähnlicher Weise, aber zackenförmig mit schmalstreifigem, schwarzem Sammetband besetzt ist. Dadurch entsteht ein Durcheinander von schwarz und grün und grün und schwarz, welches außerordentlich reizvoll wirkt. Es sind die berühmten »frillies«, von denen Elizabeth in den damals so viel gelesenen Romanen der Miß Glyn so gern spricht.



A. v. Kubinyi, In der Secession
Aus der Jugend

Als eine Ergänzung des seidenen Unterrocks ist das Rockfutter zu betrachten, das ebenfalls von Seide sein mußte. Nicht nur schwere Tuchstoffe wurden ganz auf Seide gearbeitet, sondern auch leichte Wolle, Halbwolle und sogar Waschstoffe. Als die Mode sich auf dieses Raffinement besonnen hatte, war sie doch immerhin eitel genug, ihr Licht nicht unter den Scheffel stellen zu wollen. Die Damen, die unter einem einfachen Wollkleid innerwärts ganz aus Seide bestanden, wünschten dringend ein so köstliches Geheimnis nicht für sich zu behalten und so legte man es darauf ab, bei jeder Bewegung zu rascheln und zu rauschen. Man wählte für das Futter spröden Taffet und besetzte oft den ganzen inneren Rock mit Volants, deren Reibung am Jupon das gewünschte Frou-

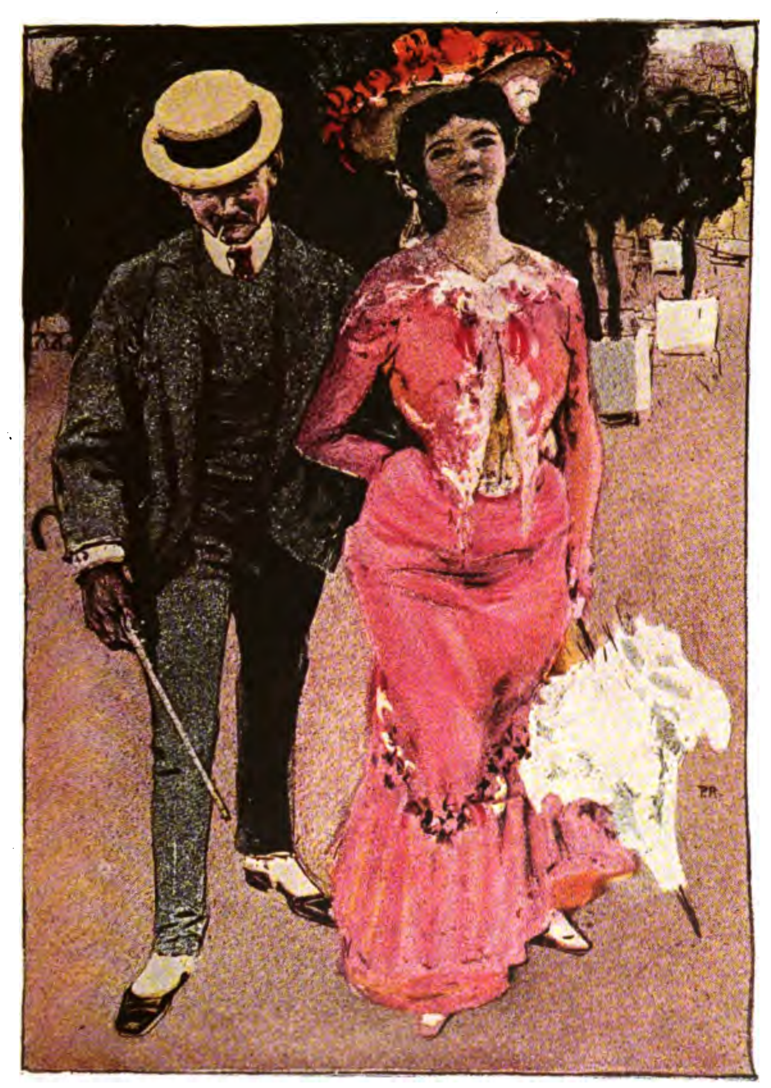


Paul Helleu, Radierung, 1903

Frou hervorrief. Nachdem das einige Jahre gedauert hatte, schien es feiner, das protzige Geräusch zu vermeiden, das Futter bleibt zwar Seide, aber man zieht die weichen Merveilleux den klingenden Taffeten vor. Man hätte damals die Toilette mit einer Komposition vergleichen können. Der Stoff von Rock und Jacke war die Harmonie, der Grundbaß, auf dem sie sich aufbaute. In der Wahl der Futterseide war gewissermaßen die Melodie gegeben, die in Stoff und Farbe im Jupon, in der Bluse, im Schirm und auf dem Hut leicht darüberhin spielte.

Ausputz

Wie in der Verwendung der Seide zu Unterkleidern und Futterstoffen, spricht der Luxus auch in der Wahl der Kleiderstoffe selbst mit. Einmal wählte man leichte Gewebe von geringer Haltbarkeit, Crêpe, Crépon, Popeline u. a., dann aber, und mit besonderer Vorliebe, durchscheinende und durchbrochene Soffe, in denen unendlich viele Neuigkeiten auf den Markt kommen. Neben Mull, Batist, Linon, Wollmusselin und anderen schon bekannten, taucht die Grenadine wieder auf, einfarbig und mehrfarbig durchwebt, karierter Organdi, Etamine, Siebleinen, Seidenmusselin, Crêpelisse, Voile, Seidengaze und wie die köstlichen Erzeugnisse der Industrie immer sonst noch geheißen haben mögen. Die Verarbeitung wird außerordentlich künstlerisch. Die Mode wird einmal, und diese Augenblicke sind in ihrer Geschichte außerordentlich selten, viel, viel seltener als der oberflächliche Betrachter wohl meint, zur Verschwenderin, indem sie mit vollen Händen in ihre Vorräte greift und sich aller Zu-



Paul Rieth, Promenade, 1902 *Aus der Jugend*



Antonio de la Gandara, Bildnis, 1902



Adolf Levier, Bildnis, 1903

taten, aller Techniken auf einmal bedient. Spitzen, Stickereien, Schmelz, Passementerie werden ebenso bereitwillig herangezogen, wie Plissee und Volant. 1895 war ein gelbes Seidenkleid ganz mit Goldflittern und Wachsperlen besät; Einsätze von venezianischer Goldspitze wurden überrankt von gestickten Fliederzweigen, die in Kristallperlen ausgestickt waren, den Rocksaum faßten Straußfedern ein. 1896 verzierte man eine Toilette aus Surah mit hineingearbeiteten Rokokoschleifen aus Valenciennes-Spitzen. Crêpe de Chine wurde mit Batiststickerei ausgeputzt, die zum Teil appliziert, zum Teil inkrustiert war. Damastmuster wurden mit Schmelz ausgestickt und durch Zwischensätze von Spitze unterbrochen. Eine Robe von Libertyseide wird mit plissiertem Tüll zugedeckt, der mit ausgestickten Spitzenzwischensätzen besetzt ist. Stickerei ist so beliebt, daß man seit 1897 anfängt, auch die Straßenkleider und Jaketts bekurbeln



Zeichnung von E. Thöny, 1903 *Aus dem Simplicissimus*



Hugo Freiherr v. Habermann, Bildnis, 1903



Anders Zorn, Bildnis, 1904

zu lassen. Für Gesellschaftskleider kommen Programme auf, wie für die Symphonien der Zukunftsmusik. 1901 stellte Viktor Prouvé in Paris eine große Toilette aus mit dem Titel: »Flußufer im Frühling.« Am Saum sah man das Wasser, das durch zahlreiche à jour Stellen angedeutet wurde. Von hier aus rankte sich Schilf und andere Wasserpflanzen bis in Kniehöhe. Leichte Stoffe werden mit Banddurchzug, mit Blenden, Abnähern und Säumchen gearbeitet, Spitzen überall verschwenderisch angebracht. Ganze Spitzenkleider sind die große Mode, sie werden auch auf die Weise hergestellt, daß man die ganze Robe aus weißen



Walter Hampel, Bildnis, 1904

und schwarzen Spitzen derartig zusammensetzt, daß die schwarze Spitze auf weißen, die weiße auf schwarzen Crêpe gelegt wird, was die Kontraste in der pikantesten Weise aufhob. Wir sehen noch, wie die schöne Frau Nelly S.S. zum ersten Male in München in einem großen Konzert in einer solchen Toilette erschien und nachdem sie die Sensation ihres Eintritts durch ein wohlberechnetes Zuspätkommen erhöht hatte, die beiden anwesenden Prinzessinnen, die doch des Pianisten wegen gekommen waren, ganz aus der Fassung brachte. Sie hätten die neue Robe gar zu gern gesehen und durften sich doch nicht gut ganz und gar um-



F. A. von Kaulbach, Isadora Duncan, 1904
Photo. F. Hanfstaengl

drehen. 1899 sah man die ersten ganzen Paillettenkleider, anfänglich nur in schwarzem Schmelz, bald aber in Mustern von allen Farben. Ganz plissierte Kleider waren nichts Seltenes, solche, die ganz aus Volants bestanden, weniger häufig. 1898 bestand eine Robe aus schwarzem Taffet mit Volants aus Seidenmusselin, vom Hals bis zu den Füßen aus 24 kleinen Volants. Auch die Aermel waren ganz in Volants aufgelöst. Der reiche Eindruck der Toiletten wurde dadurch erhöht, daß Spitzen, Stickereien, Besätze auf einer Woge von Crêpelisse Rüschen schwammen, die sich unter dem Saum entlang zogen und die Folie für sie abgaben.



F. A. von Kaulbach, Die Tänzerin Guerrero. 1904

Die Bluse Wenn wir schon hervorhoben, daß die Mode ihre Aufmerksamkeit in dieser Zeit dem Aermel zuwandte, so versteht es sich fast von selbst, daß das nur im Zusammenhange mit der ganzen Bekleidung des Oberkörpers geschehen konnte. Wir vermeiden absichtlich den Ausdruck der Taille, weil er zu dem Mißverständnis führen könnte, als handele es sich um das feste, auf Fischbeinstäben gearbeitete Kleidungsstück, das bis dahin den Rumpf der Dame eingehüllt hatte. Die Taille, d. h. die Wiederholung des Korsetts, oft kaum weniger energisch gepanzert, als dieses selbst, ist in dieser Epoche verschwunden, sie ist der Bluse gewichen, der locker sitzenden, durchaus nicht auf Figur berechneten Umhüllung, die im 19. Jahrhundert bereits zum dritten Male auftauchte. Das erste Mal im Beginn der dreißiger Jahre, wo ihre Besonderheit allerdings noch mehr durch die Wahl des Stoffes bedingt wird, der vom Rock abstechen muß, als durch den Schnitt. Das zweite Mal unter dem zweiten Kaiserreich, wo es sich schon um die richtige Bluse handelt, die lose, wie zufällig sitzt, das dritte Mal um 1890. 1888 und 1889 ist es noch die vom Rock durch Stoff und Farbe abstechende Taille. Im Anfang der neunziger Jahre wird aber rasch die richtige Bluse daraus, die nun schon, wie manches hübsche junge Mädchen, ein Alter erreicht hat, hoch in die 27. Die Mannigfaltigkeit im Arrangement und Ausputz der Blusen ist außerordentlich groß. Sie bildet ein weiteres Element des Reichtums, den wir gerade dieser Mode besonders zuerkennen möchten. Der lockere Sitz, der sich nicht sklavisch an die Nachzeichnung der vom Korsett vorgezeichneten Linien hält, erlaubt ja der Ausgestaltung viel größere Freiheit, als die feste Taille, die viel enger an die Voraussetzungen des Korsetts gebunden bleibt. Die Bluse umspielt den Oberkörper nur, und wer einmal mit Aufmerksamkeit die Blusenmode von 1892 bis etwa 1907 verfolgt hat, der wird ohne weiteres zugeben, daß sie es mit Grazie tat. Sie hatte die gleichen Stoffe zur Verfügung wie der Rock, aber sie verwendet sie mit größerer Phantasie und einer geradezu liebenswürdigen Anmut. Der Taillenschluß ist rund, nicht mehr spitz und wird manches Jahr hindurch von einem Gürtel gebildet, der Rock und Bluse zwar organisch verbindet, ästhetisch aber trennt. Das Charakteristikum der Bluse ist das Hängende, Lose, nirgends fest Anschließende, ein Stil, dem der Ausputz



F. A. von Kaulbach, Cléo de Merode, 1904 *Aus der Jugend*



F. A. von Kaulbach, Bildnis, 1904



Max Slevogt, Bildnis, 1905
(Verlag von Bruno Cassirer, Berlin)

entspricht. Kaum ist jemals so viel weicher Stoff, Seidenmusselin, Libertyseide, Crêpelisse, Chiffon, Crêpe de Chine verwendet worden, kaum jemals so viel Spitzen, Soutache, Passementerie, Stickerei, Schmelz. Man zerlegt dies Bekleidungsstück des Oberkörpers in zwei Teile, manchmal wirklich, meist nur fingiert, um mehr Möglichkeiten der Ausgestaltung zu besitzen. Ein Jackenteil, Figarojäckchen, Bolero, öffnet sich vorn in breiten Revers über einem Jabot aus duftigem Stoff, der mit Vorliebe plissiert oder dicht in engen Falten gereiht wird. Die aufgeklappten Ecken bieten Raum für Besätze aller Art, den Hals, der immer bedeckt getragen wird, umziehen dicke Rüschen, Ueberfälle von Spitzen, Bandschluppen oder



Hugo Freiherr v. Habermann, Bildnis, 1905

Schleifen. Dieses Ueberteil nimmt manchmal die Gestalt eines offenen Hängers an, der von Schulter zu Schulter reichend, handbreit über dem Gürtel aufhört. Unendliche Kombinationen von Stoffen und Farben ergeben sich, die stets mit denen von Rock und Jupon in Einklang gebracht werden müssen. Ombrierter und gepunkteter Foulard, Chiffon-Crêpe, chinierte Ripsseide, karrierte Chineseide, changeanter Taffet, Musseline de l'Inde sind die Stoffe, die mit Vorliebe verwendet werden. Alle Arten und Formen der Spitze, zackige Eiffelspitze, farbig unterlegte Spachtelspitze, Einsätze von Valenciennes, Guipure, Batiststickerei, irische Spitze, Blonden, Reliefspitzen werden appliziert, inkrustiert, als Entredeux gebraucht oder zu Schulterarrangements benutzt. Man arrangiert den Einsatz chemi-



F. v. Reznicek, Er und Sie
Aus dem Simplicissimus

settartig oder wie ein Gilet, man macht den einen Teil zu einem Latz, um den der andere wie ein Fichu gelegt wird. Als die beutelartigen Aermel verschwinden, rettet sich der Beutel in das Vorderteil der Bluse, das von nun an mehrere Jahre lang wie ein Sack über den Gürtel herunterhing. Wer es unternehmen wollte, alle die Arten von Blusen zu schildern, die man damals hatte, der würde Seiten und Seiten zu füllen haben und könnte dem Geschlecht von heute, das sich seit Jahren an die ärmlichen Hemdblusen gewöhnen mußte, doch nur einen recht schwachen Begriff von dem Reiz und der Mannigfaltigkeit geben, die damals herrschten. Der Ballausschnitt ist rund und wird häufig mit einer Berte eingefaßt, die man von der Mode des zweiten Kaiserreichs übernahm. Etwa 1898 sieht man den Prinzeßschnitt wieder, der Taille und Rock aus der gleichen Stoffbahn bildet. In der großen Mode gilt er nur für das Gesellschaftskleid. Es ist wohl möglich, daß die Wiederaufnahme dieses Schnittes mit dem Reformkleid zusammenhängt, auf das wir noch zu sprechen kommen werden. Jeden-



Zeichnung von Bruno Paul, 1904 — *Aus dem Simplicissimus*

»Streit der Moden«

»Das Reformkleid ist vor allem hygienisch und erhält den Körper tüchtig für die Mutterpflichten!«

»So lange Sie den Fetzen anhaben, werden Sie gar nicht in die Verlegenheit kommen.«



Zeichnung von Ernst Heilemann *Aus dem Simplicissimus, 1905*

falls hat die Mode für die elegante Dame mehr aus diesem Schnitte herausgeholt, als es der Reformsack für das arme Hascherl tat. Die Reformkleider der großen Mode, von denen wir nur Ball- und Gesellschaftskleider so wie das Teagown kennen, setzten am Decolleté an und flossen von da an in schönen weiten Falten auf den Boden, auf dem sie sich weit



Adolf Münzer, Amüsements, 1906 *Aus der Jugend*

ausbreiteten. Sehr häufig, ja mit einer gewissen Vorliebe, bestand das eigentliche Reform oder Prinzeßkleid dabei aus einem ganz lichten durchsichtigen Stoff, der lose über einem daruntersitzenden enggeschnürten flatterte, was die Pikanterie der Erscheinung wesentlich erhöhte.

Die enge Mode

Die neue Modeform, die kommende Linie, kündigte sich schon seit Jahren an. Da es der Mode um das Schlanke zu tun ist, so gibt sie seit 1902 der Frau das neue Korsett: Sans ventre, die berühmte gerade Front, der die Aufgabe zufällt, Leib und Hüften wegzuschnüren, wohin ist gleichgültig. Das hilft sehr wesentlich zur Erzielung der geraden Linie, die alles Runde,



Adolf Münzer, Der Boy, 1906 *Aus der Jugend*

Ueppige, Mollige zu retouchieren hat, bis nichts übrig bleibt, als ein Stock senkrecht von den Schultern bis zum Rocksaum. Man erkennt auch bereits, wohin die Mode steuern wird, wenn man sich seit Jahrhundertanfang die Porträts der Modedamen

betrachtet. Sie tragen alle das enge Kleid, mit der langen Schleppe. Wenn sie sich aber photographieren lassen oder wenn gar einer der berühmten Meister der Pariser grande Couture seine Mannequins aufnehmen läßt, so wird dieses lange Anhängsel so drapiert, daß es gar nicht mehr mitspricht. Die Schleppe wird um die Trägerin herumgewickelt, bis sie von Kopf zu Fuß eng eingehüllt erscheint. Man benützt die Schleppe nicht mehr zu Effekten eines stattlichen prunkvollen Eindrucks, man eskamotiert sie. Die Mode verrät, wohin sie will. Ab und zu erscheint auch schon die kurze Taille, die man der Mode des ersten Empire entlehnt. Ihre Vorläufer sind die sehr breiten Gürtel aus Seidenstoff, die den Oberkörper kürzer erscheinen lassen als er ist. 1906 kreierte Paquin die erste ganz kurze Taille für Mlle. Dolley vom Gymnase Theater in Paris. Es braucht nur noch einen resoluten Schnitt um die Schleppe vom Rock zu trennen und die neue Mode wird da sein, ohne daß man ihr Herannahen so recht deutlich bemerkt hätte. 1908 trat Mlle. Duluc vom Theater de l'Athenée in Paris in einem engen Gesellschaftskleid auf, dem zum ersten Male die Schleppe fehlte. 1909 ist das fußfreie, enge Kostüm trotteur da, das Drécoll und andere große Pariser Schneider entwerfen. Die neue Linie ist geschaffen, von Anfang an so bestimmt gezogen, daß ihr kaum ein Spielraum der Entfaltung bleibt. Die Grenzen einer schlanken Mode sind von der Natur sehr viel enger abgesteckt als die einer runden, zulegen kann man immer, wegnehmen nicht. Schon 1910 sind die Kleider so knapp, daß man kaum begreift, wie die Damen sich darin bewegen konnten. Straßenkostüme sind fußfrei, Gesellschaftskleider so lang, daß sie ringsum den Boden berühren. Die Tendenz der Mode, immer nach dem Extrem zu streben, von dem abprallend sie dann zum anderen eilt, hat sie bei dieser Gelegenheit einen falschen Schritt tun lassen. Da man über die engste Engigkeit hinaus wollte und der Rock bereits so knapp war, daß die Trägerin sich kaum noch mit beiden Beinen in demselben bewegen konnte, so blieb ganz naturgemäß nichts weiter übrig, als jedes Bein apart zu bekleiden. Man langte bei der Hose an. Die Häuser Drécoll und Béchoff-David zeigten 1911 beim Rennen verschiedene Modelle des Hosenrocks. Er wurde einstimmig abgelehnt, trotzdem die Pariser Tanzmeister ihm zu Ehren sogar einen besonderen Hosenrocktanz erfunden hatten.



Juan Cardona, Restaurant à la mode *Aus der Jugend*



Knut Hansen, Chambre séparée, 1906 *Aus der Jugend*

Die wenigen Exemplare, die sich in Berlin auf die Straße wagten, übrigens nur auf die Friedrichstraße, wurden mit solchem Hohngelächter begrüßt, daß sie schleunigst verschwanden, um nie wiederzukehren. Die Grenze des Zulässigen war schon überschritten. Die Mode sah, daß sie unmöglich weitergehen durfte. Da es sich um die gerade Linie handelte, so fallen alle Draperien eigentlich von selbst fort, da sie immer dazu angetan sind, die Silhouette zu unterbrechen. Mit ganz glatten Röcken aber wollte man sich doch nicht begnügen und



John S. Sargent, Mrs. Charles Hunter, 1906

so kommt eine Tendenz auf, die Dame in den Stoff förmlich hineinzuwickeln. Man wickelte sie in die Stoffbahn, wie man früher die kleinen Kinder fatschte. Man nimmt auch zwei verschiedene Stoffe, die man durcheinander schlingt, alles so knapp und so dicht an den Körper, wie nur irgend möglich. Die Schleppe bleibt für Gesellschaftskleider bestehen, aber was ist aus ihr geworden? Ein kümmerliches Zipfelchen, das die Trägerin hinter sich her zerrt. Besteht das Kleid aus zwei Stoffen, so wird auch die Schleppe zweizipflig gemacht. Soll die Schleppe länger sein, so wird sie in der Form eines schmalen Handtuchs an der Taille befestigt und hat mit der Toilette etwa den logischen Zusammenhang, wie der Strick mit dem Gehängten. Man verwendet noch Spitzen, Schmelzgehänge, viel Voile über anderen Stoffen, im Vergleich aber zu der Mode, die vorausgegangen war, hat man das Gefühl, die Mode ist von einer großen Höhe des Könnens und der Geschmacksentfaltung in eine Niederung herabgestiegen, in der eine Phantasielosigkeit und eine Armseligkeit herrschen, die in Erstaunen setzen. Es ist gerade, als fiele den Schneidern nur das Geschmacklose, Widersinnige und Unkleidsame ein. Das ganz enge knappe Wickelkleid hat auch keine lange Dauer. 1912 beginnt der Stoff schon sich zu bauschen, wodurch vorläufig allerdings nur eine besonders unvernünftige Form zustande kommt. Von der Taille an beutelt der Rock bis zum Knie, um von da an enger zu werden und an den Knöcheln

seinen geringsten Umfang zu erreichen. Es ist der Humpelrock, der ein richtiges Gehen geradezu unmöglich machte. Hohe Stufen konnte die Trägerin nur durch Springen nehmen. 1913 und 1914 wird der Rock ganz fußfrei, ein Volant, das ihn zwischen Hüfte und Knie umzieht, oder Ueberfälle, die bis zum Knie reichen, wo sie glockenförmig abstehen, deuten die Linie an, die die Mode verfolgen soll. Sie strebt langsam zum Reifrock hin, den sie ohne die Dazwischenkunft der Weltkatastrophe wohl inzwischen schon erreicht haben würde. Die Gesellschaftskleider, bauschig bis ans Knie, eng an den Knöcheln, mit einem geschlitzten Lappen statt der Schleppe, bilden ungefähr den Tiefpunkt der Verirrung bis zu dem die Mode herabsteigen konnte. Die kurzen Taillen verzichten in dieser Zeit auf eine besondere Ausgestaltung des Aermels, manche Schnitte lassen ihn ganz fallen, indem sie sich des japanischen Kimono bemächtigen. Sonst bleibt er eng und die einzige Veränderung besteht in dem Wechsel zwischen dem halblangen und dem ganz langen Modell. Zuzeiten gefiel man sich darin, ihn zu stückeln, so, als wollte man und könnte nicht. Das Hängerkleid aus einem Stück kommt auf, denn mehr und mehr verschwindet die Betonung des Tailleneinschnitts, der doch Jahrhunderte hindurch der Ausgangspunkt der weiblichen Bekleidungskunst gewesen war. Dafür wird die Bluse immer leichter, dünner und durchsichtiger. Ging der Kragen eben

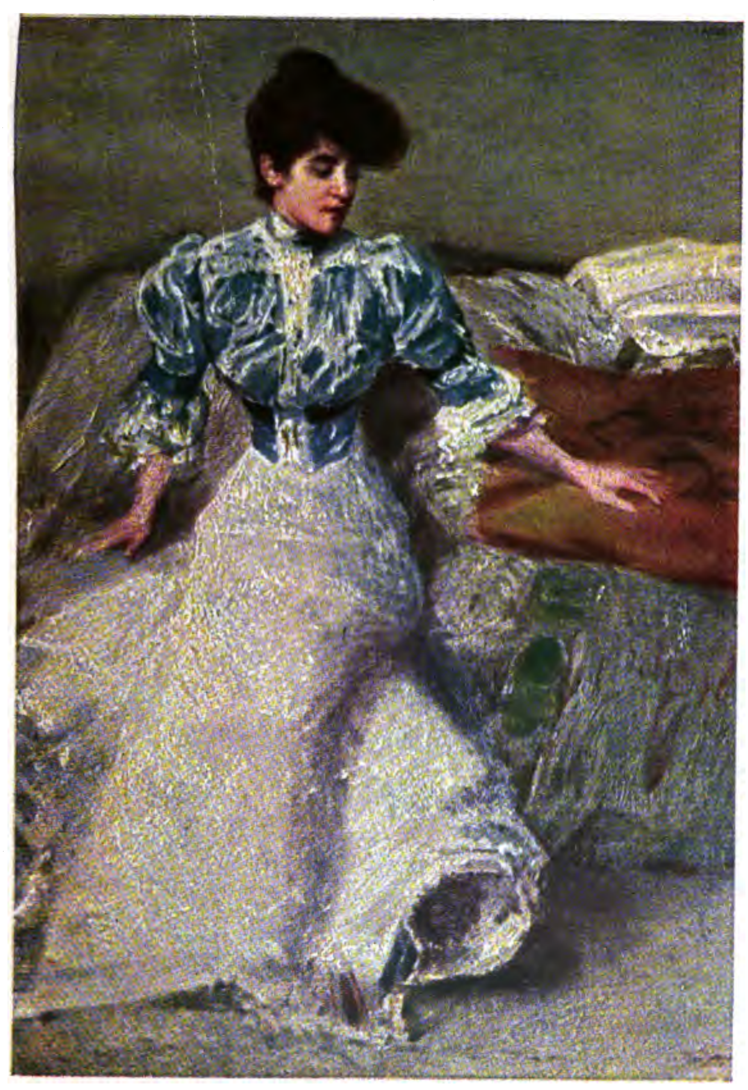

A. von Keller, Bildnis, 1906



John Lavery, Krocket, 1907

noch mit einem fabelhaft hohen Abschluß bis an die Ohren hinauf, so fällt er jetzt einfach fort, der Hals wird ganz frei, Schnitt und Stoff bemühen sich, mehr sehen zu lassen, als eigentlich erlaubt ist. Die Mode schien eine Zeitlang auf dem Wege, die Dame nicht anzuziehen, sondern auszuziehen. Man sah Toiletten, bei denen die Trägerin nichts auf dem Oberkörper zu tragen schien, als ein leichtes Seidenhemd und nichts darunter. Die engen Röcke verrieten die ganze Struktur des Unterkörpers und da sie oft genug geschlitzt wurden, so hatte es in der Tat den Anschein, als sei es einem bloßen Zufall zu verdanken, wenn die letzte dünne Hülle nicht auch noch fiele. Man hat immer schon wissen wollen, daß die Pariser Mode von den großen Kokotten bestimmt werde, mehr Grund zu dieser Annahme hat die Mode jedenfalls nie geliefert, als in dieser Zeit, da man in Deutschland allgemein von der »nackten Mode« sprach, die gerade herrschend sei. Es konnte ihr nicht an Widerspruch fehlen. Zuerst machte die Geistlichkeit mobil. Am 1. Januar 1913 erließ der Fürstbischof von Laibach einen Hirtenbrief, in dem er die Zeitmode hart verurteilt. »Ich fühle mich gedrängt«, schreibt er, »eine recht dringende Bitte an die Frauenwelt zu richten. Bitte, halten Sie bei der Kleidermode jene Grenzen ein, welche von der Sittsamkeit und der christlichen Schamhaftigkeit gezogen sind. Unsere gottvergessene Welt hascht nach sinnlichen Genüssen und gibt sich ganz besonders der Lüsternheit hin. Auch die

Reaktion



Albert von Keller, Bildnis, 1906



John S. Sargent, Misses Acheson, 1906



Albert Weisgerber, Das göttliche Weib
Aus der Jugend

neuesten Kleidermoden sollen der Lüsternheit dienen. Sie sind ein trauriger Beweis dafür, wie sittlich tief der moderne Geist gefallen ist und zugleich ein noch traurigerer Beweis für die Gewalt, ja für den Terrorismus der Mode, vor der auch sonst gläubige und sittsam sein wollende Frauen und Fräuleins ihre Knie beugen, anstatt sich zu sammeln und mit einem lauten Schmerzensaufschrei dagegen Stellung zu nehmen. Auf dem Lande ist die Mode sittsamer und hält sich mit wenigen Ausnahmen noch so ziemlich in den richtigen Grenzen, während in den Städten einer der Sittsamkeit und der Schamhaftigkeit hohnsprechenden Mode von Hoch und Niedrig gehuldigt wird.« Dem österreichischen Kirchenfürsten schloß sich der deutsche Erzbischof Hartmann an, der in einer in



Lovis Corinth, Alfred Kerr, 1907
(Mit Erlaubnis der Kunsthandlung Fritz Gurlitt)

Essen 1913 gehaltenen Rede die Entwürdigung der Frau durch die schamlose Kleidung laut beklagte. Weihbischof Hähling von Paderborn stimmte in den Chorus ein, denn er sagte im selben Jahr den Damen des Paderborner Elisabethen-Vereins: »Sie werden mir recht geben, wenn ich sage, daß viele Damen heutzutage gar nicht mehr wissen, was ehrbare Kleidung ist.« Die Klagen des katholischen Klerus verdichteten sich in einem gemeinsamen Hirtenschreiben der deutschen Bischöfe, das sich gegen die modernen Kleidermoden wandte. Es wurde in gewissen Kreisen mit großem Beifall aufgenommen. Im Juni 1914 berichteten die Blätter der Zentrumspresse aus Breslau, daß »die katholischen Handwerkerinnen im Verbande katholischer Vereine erwerbstätiger Frauen und Mädchen« sich

in einer Resolution heftig darüber beklagt hätten, daß sie genötigt seien, Kleider anzufertigen, die christlicher Sitte und Wohlanständigkeit Hohn sprächen, ein Umstand, der sie oft mehr oder weniger mit ihrem Gewissen in Widerstreit kommen lasse. Die Breslauer katholischen Schneiderinnen versprachen daher ihren geistlichen Führern in Zukunft keine Aufträge mehr anzunehmen, die ihren Grundsätzen widersprächen, sondern es sich angelegen sein zu lassen, die Aufmerksamkeit ihrer Kundinnen vielmehr auf edle Modelle hinzulenken. Die geistlichen Herren und ihre Gefolgschaft schneidernder Betschwestern blieben nicht allein. In Paris selbst traten im Frühjahr 1914 Damen der Aristokratie zusammen, um gegen gewisse Ausschreitungen der Mode zu protestieren, namentlich gegen die Indezenz jener Art von Kleidern, die die Beine vollständig sehen lassen. Ein Komitee von Mondainen, das gegen die Mode protestiert, war für die grande couture ein ernsthafter zu nehmender Gegner als der hohe Klerus, der schließlich immer und zu allen Zeiten etwas gegen die Mode einzuwenden hatte. Mme. Paquin selbst trat auf den Plan um die Damen zu beschwichtigen und ihnen auseinanderzusetzen, daß die neueste Modeschöpfung (es handelte sich um den Beutelrock) wirklich etwas ganz Eigenartiges und etwas ganz Persönliches sei. »Sie entspricht einem Bedürfnis der Zeit. Es ist im wesentlichen der von den einen getadelte, von den anderen anmutlos gescholtene Tanz, der doch die allermeisten in seinen Bannkreis gezogen, der Tango, der uns das eingegeben, was wir ausgeführt haben. Man ließ die jungen Mädchen, die diese Kleider probierten, damit tanzen, sich damit setzen und bewegen. Dies ermöglichte die vorhandenen kleinen Mängel zu verbessern und ich will nicht sagen, zu einer absoluten Vollkommenheit zu gelangen, denn das gibt es nicht, aber doch zu einer relativen Vollkommenheit. So kommt es, daß alle Welt das hübsch, reizend und jugendlich findet, was dem Respekt vor der weiblichen Linie und dem Wunsche entsprungen ist, alle Bewegungen des Weibes beim Gehen und beim Tanze zu begleiten, anstatt sie zu hindern und zu hemmen.« Ob Mme. Paquin wohl viele überzeugt hat? Wir wissen es nicht, denn es vergingen nur wenige Monate und Europa hatte wichtigere Interessen als Humpel- und Beutelrock. Viel tatkräftiger als die Geistlichkeit und viel überzeugender als die Pariser Be-



Anders Zorn, Mrs. Ashley



Max Slevogt, Dame in Gelb, 1907
(Verlag von Bruno Cassirer, Berlin)



Antonio de la Gandara, Mlle. Dolley, 1908

schwichtigungsrätin ging man in den Vereinigten Staaten vor. Der Staat Illinois erließ zum Schutz der weiblichen Tugend, im Interesse der bedrohten Sittlichkeit ein Gesetz, das in sechs drakonisch gefaßten Paragraphen folgendes verordnete: 1. Es ist jeder Frau untersagt, Röcke oder Unterröcke zu tragen, deren Saum, wenn die Trägerin aufrecht steht, mehr als 15 cm vom Boden entfernt ist. 2. Absolut verboten sind die unter dem Namen Peek-a-boo bekannten Taillen, die die Linien des weiblichen Körpers allzu sinnenfällig herausarbeiten. 3. Der Gebrauch des Korsetts ist nur in den Fällen gestattet, in denen das Tragen als eine unbedingte sanitäre Maßnahme anerkannt ist, worüber das beglaubigte Zeugnis eines Arztes beigebracht werden muß. 4. Verboten sind die allzu kurzen Aermel und der Halsausschnitt, auch wenn er sich in bescheidenen Grenzen hält. 5. Mit einer Geldstrafe von 25 Dollars werden alle Frauen bestraft, die bei gesellschaftlichen Veranstaltungen von ihrem Körper zwischen Kopf und Gürtel dem Auge des Beschauers zu viel preisgeben. 6. Die dreifache Strafe haben diejenigen Frauen zu gewärtigen, die sich am Strande und in Badeorten in ärgerniserregender Kleidung zeigen. Diese sechs Paragraphen bilden im Grunde genommen den Niederschlag einer Bewegung, die damals seit etwa 25 Jahren im Gang war und auf eine Reform der Mode an Haupt und Gliedern abzielte. Diese Bewegung war eine Folgeerscheinung der sozialen



Gustav Klimt, Frl. Wittgenstein, 1909.

Umschichtung, hing also mittelbar mit den Fortschritten der Technik zusammen. Wir haben schon darauf hingewiesen, welche Bedeutung der Frauenbewegung in diesen Jahrzehnten zufällt. Die Reform der weiblichen Kleidung hängt auf das innigste mit ihr zusammen. Die Frau, die von den veränderten Umständen des Erwerbslebens gezwungen wurde, Beruf und Beschäftigung außer dem Hause zu suchen, sah sich mit Notwendigkeit veranlaßt, nach einer Art und Weise der Kleidung Umschau zu halten, die sie in dem Wettbewerb, den sie mit dem Manne aufgenommen hatte, nicht hinderte. Ungefähr gleichzeitig setzen in Amerika, England, Deutschland Bestrebungen ein, die darauf abzielten, der arbeitenden Frau diese unerläßlichen Vorbedingungen zu schaffen. Anstatt aber Praktiker mit dieser Frage zu beschäftigen, veranlaßten die Führerinnen der Frauenbewegung die Mediziner dazu, sich dieses Problems zu bemächtigen. Diese untersuchten die Kleidung der Frau im Hinblick auf ihre gesundheitschädigende Wirkung und konstatierten fast einstimmig, daß sie allerdings gar nichts tauge. Da wir uns an einem anderen Orte*) ausführlich mit der Reformbewegung auseinandergesetzt haben, und das schon einmal Gesagte nicht wiederholen möchten, so genügt es vielleicht daran zu erinnern, daß das Resultat in der Hauptsache auf eine Verdammung des Korsetts hinauslief. Da man alles Einschnürende und Einengende abtun, zur Hose aber doch nicht greifen wollte, so erschien als Kompromiß das sogenannte Reformkleid, das auf den Schultern auflag und die Last des Rockes von der Taille entfernte. Mit dem Korsett fiel der künstliche Einschnitt in der Körpermitte und so erhielt das Reformkleid, ein Prinzeßschnitt, ob es wollte oder nicht, etwas sackartiges, das die Zahl seiner Anhängerinnen nicht gerade vermehrte. Etwa gleichzeitig beschäftigten sich auch die modernen Kunstgewerbler mit der Reform der Frauenkleidung, die ihnen der notwendigen künstlerischen Qualitäten zu ermangeln schien. Vandervelde, Pankok, Riemerschmidt, Mohrbutter, Obrist, Peter Behrens und viele andere schickten sich an, diese fehlende Note zu ergänzen. Um die Jahrhundertwende traten das Reformkleid und das Eigenkleid mit solchem Lärm auf, daß einem hätte für die Mode himmelangst werden

Die Reform

*) Bekleidungskunst und Mode, München 1918.



Julie Wolfthorn, In der Berliner Singakademie
(Reformkleid) *Aus der Jugend*

können. Die Wortführer beider behielten auch recht, denn niemand widersprach ihnen, aber da ihnen auf die Länge niemand folgte, so behielt die Mode schließlich doch das letzte Wort. Wenn man aus der Entfernung einer gewissen Zeit heraus ansieht, was die Reformer, die ärztlichen wie die künstlerischen, an Modellen und praktischen Vorschlägen auf den Markt gebracht haben, so erstaunt man, wie eng sie beide mit der Mode zusammenhängen. Was sie mit ihr gemein haben, fällt jedenfalls mehr ins Auge, als das, was sie trennt. Bei den Medizinern beschränkte sich die Reform fast ganz auf das Innere, bei den Künstlern beruht sie ausschließlich auf



Ignacio Zuloaga, Señora Quintana de Moreno, 1909

der Ornamentik. Die große Linie ist in allen Einzelheiten die der Mode, von der sogar alle Details angenommen werden. Die Mode siegte auch, ohne daß sie nötig gehabt hätte, sich in den Streit der Parteien zu mischen. Eine Zeitlang, in den Jahren um 1910 herum, als die Hänger so viel getragen wurden, die Kleider mit den kurzen Taillen, die mit dem Rock untrennbar zusammenhängen, gingen Mode und Reform sogar einmal Hand in Hand und die Reformer triumphierten, daß sie es seien, die der Mode ihre Gesetze vorschrieben. Wir möchten nur an einen Zufall glauben. Die Mode, die sich ja dauernd wiederholt und selbst kopiert, hatte bei der neu aufgenommenen Tendenz des Schlankmachens zu dem gleichen Mittel gegriffen, wie vor hundert Jahren auch. Sie suchte die Chemise des Empire hervor und stutzte sie zum Hänger. Sie würde das sicherlich auch ohne Einwirkung der Reform getan haben.

Daß einige in Berlin besonders überschätzte Pariser Schneider, sich von den Ideen der Reform inspirieren ließen, soll dabei gar nicht geleugnet werden, auf die Entwicklung der Mode selbst blieb das aber ohne jeden Einfluß.



Modell Maison Raudnitz, Paris
Photo. Henri Manuel

Während die Reformer noch am Werk waren, der tätigen Frau ein Arbeitskleid zu erfinden, hatte die Mode es bereits in aller Stille geschaffen und eingeführt: Das Kostüm aus Rock, Jacke und Bluse. Es begleitet die Mode etwa von 1890 an und behauptet sich nun schon ein Menschenalter, immer gleich bequem, gleich praktisch und gleich geschätzt. In einfachen und eleganten Modellen, billigen und teuren Stoffen wird es jedem Anspruch gerecht und erlaubt im Wechsel der Blusen Möglichkeiten, die jeder Laune, jeder Phantasie, jeder Eigenart Rechnung tragen. Wie man wohl beobachtet, daß die Mode sich von Zeit zu Zeit wiederholt, so hat sie auch in dieser Epoche auf alte Modelle zurückgegriffen, arbeitete sie doch unter den gleichen äußeren Umständen. Die zu ungemessenen Dimensionen angeschwollenen Aermel der neunziger Jahre machten es ebenso schwierig wie die der dreißiger, sich der Mäntel zu bedienen und die Mode hat daher nach etwa 70 Jahren alle die Umhänge, Pelissen, Rotonden, Capes und dergleichen hervorgesucht, die sie schon damals verwendet hatte. Alles ärmellose Kleidungsstücke, die nicht anzuziehen, sondern nur umzunehmen waren, auch die Boa kommt wieder auf, die so lange vergessen gewesen war, aus Pelz, Straußfedern oder Spitzen. Im Pelzwerk hat die Mode sich einmal auf ganz neue Nuancen der Verwendung geworfen, denn es kommt bald nach der Jahrhundertswende auf, die früheren Futterstoffe nach außen zu



Modell Maison Louison, Paris
Photo. Talbot

kehren. Hatte man sonst das Fell inwendig getragen, zum Futter von Tuch oder Sammet, so dreht man jetzt den Spieß um. Der Pelz erscheint außen, der frühere Bezug wird zum Futter degradiert. Da in dieser Zeit die Aermel schon wieder enger geworden waren, so konnte man Mäntel und Jacketts verwenden und sieht auf einmal die herrlichsten und kostbarsten Pelzsorten zu ganzen Kleidungsstücken verarbeitet. Lange Mäntel von Chinchilla oder Hermelin mit Skunksbesatz waren nichts Seltenes. Es war eine ebenso kleidsame wie kostspielige Mode. die sich dem Rahmen der sonstigen in der Toilette getriebenen Verschwendung würdig anpaßte.

Der Hut In den Hutformen trat nichts Neues hervor, seit man auf die alte Form der Schute verzichtet hatte. Die kleine Form der Kapotte und der runde Hut, bald mit höherem, bald mit niederem Kopf, einmal mit breiterer, ein andermal mit schmalerer Krempe beherrschen das Feld. Federn, Blumen, Bänder bilden den Ausputz. Seit die Frisur an Umfang zugenommen hatte, das Haar wurde über eine Unterlage um den Kopf gewellt, wird der Hut, um das Haar zur Geltung zu bringen, auf eine Unterlage, einen Bügel montiert, die den eigentlichen Hut über dem Kopf balanziert. Es war nicht immer einfach und nicht immer leicht, konnte aber sehr schön sein. Als die Mode die große Schwenkung vollzieht die wir eben zu schildern versuchten, d. h. sich dem ganz Engen und Schlanken sogar unter Verzicht auf die Schleppe zuwendet, beginnt der Umfang des Hutes zu wachsen. 1907 fangen die Hüte an geradezu unwahrscheinliche Dimensionen anzunehmen. Die Hutkrempe wächst, bis sie auch bei bescheidenen Modellen von Schulter zu Schulter reicht, bei eleganten aber noch darüber hinausgeht. Witzbolde behaupteten, manche Hutexemplare überträfen an Umfang weit



Henry Caro-Delvaille, Mme Simone, 1908

die Größe eines mittleren Familientisches. Man hat das Auftauchen der großen Hüte mit der ästhetischen Bevorzugung der englischen Kunst des späten 18. Jahrhunderts in Verbindung gebracht, denn die großen runden, kunstvoll geschwungenen Modelle erinnerten stark an die Formen, wie sie Reynolds, Gainsborough, Romney u. a. englische Künstler jener Zeit gemalt hatten. Nun mag man sich wohl bei ihnen Anregungen geholt haben, in Wirklichkeit würde die Mode aber auch ohne Ausstellungen englischer Bilder nach dem Ausgleich gegriffen haben, der sie immer zwingt, einen Teil des Körpers auf Kosten des anderen zu bevorzugen. Als die Krinoline und die Turnüre den Umfang der Dame von der Taille abwärts vergrößerten, da waren die Hüte verhältnismäßig klein, als vom Körper verlangt wurde, er solle alles ablegen, was zu einer Frau gehört, als Busen, Hüften, Leib verpönt waren, mußte das Gegengewicht im Kopfe gefunden werden und der Hut die Dimensionen annehmen, die er damals erhielt. Hätte sich die Mode nicht auf diesem Wege befunden, so würde sie die Anregungen der englischen Kunst gar nicht angenommen haben, wie wir ja hundertmal Ausstellungen alter Kunst erlebten, von denen die Mode hätte Impulse empfangen können und doch nicht empfing, weil sie auf die betreffende Linie nicht eingestellt war. Man muß das immer wieder betonen, weil der Irrtum, die Mode reagiere auf zufällige Anregungen, gar nicht auszurotten scheint. Die Größe der Hüte zwingt zu einem anderen Ausputz. Man versuchte sie wohl noch mit Blumen zu bepacken, aber da das bei den großen Ausmaßen schwerfällig wirkte, so begann man, sich im Ausputz zu beschränken. Einzelne große Phantasieblumen ersetzen die dicken Sträuße, auch die Feder nimmt



Modell Mme. Lechat, Paris
Photo. Henri Manuel



Modell Suzanne Weiß, Paris
Photo. Henri Manuel

eine andere Gestalt an. Jahrzehnte hatte man nichts anderes gekannt, als die gekrauste Straußfeder, jetzt greift man zur angeknüpften, die nicht mehr gekraust wird, sondern lang herabhängt. Von der Aehnlichkeit mit der Trauerweide empfing sie den Namen Pleureuse. Das Riesenrad von Hut begleitete die engste Zeit der Mode und gab dem Kopf der Dame den Umfang, auf den ihr übriger Körper verzichtete. Diese Mode war absonderlich und den Karikaturisten hoch willkommen, denn es wirkte selbstverständlich hochkomisch, wenn eine Dame, die halbwegs enge Tür einer Tramway, eines Autos oder dergleichen nur unter den schwierigsten Verrenkungen passieren konnte. Aber wie sehr man auch darüber gespottet hat, kleidsam war die Mode der großen Hüte in hohem Grade, denn der Hut wirkte für den Kopf, für Haar und Gesicht wie ein Rahmen, den jede Trägerin ihrem eigenen Stil anpassen konnte. Etwa 5—6 Jahre wuchsen die Hüte noch immer an, dann machen sie ganz kleinen Fassons Platz und verzichten fast völlig auf den Ausputz. Die großen runden Räder werden durch Formen verdrängt, die man am besten mit Kochtöpfen oder Kasserollen vergleicht. Es bleibt nur der Hutkopf übrig, die Krempe fällt weg. Diese Fasson wird tief über die Ohren herunter gezogen, so daß sie auch das Haar so gut wie unsichtbar macht. Dabei fehlt der Platz für den Ausputz. Blumen kommen beinahe ganz ab, die Pleureuse verschwindet wieder. Wie auf die gekrauste die angeknüpfte, so folgt auf die angeknüpfte die geplättete Straußfeder. Flachgelegte Bänder oder Reliefstikkereien ersetzen die Blumen, am liebsten aber wählt man die Reiherfeder zum Schmuck, die mehrere Jahre lang jedem anderen Ausputz vorgezogen wird. Je dünner, je dürftiger, je



Rennen zu Ascot, Trauer um König Eduard, 1910

zerpflückter im Effekt, um so besser, was sie trotzdem kostet, weiß ja ohnehin jeder und jede.

Das Kostüm

Das Kostüm aus Rock, Jacke und Bluse, von dem wir oben sagten, daß es die Reform ausführte, die man eben nach ganz anderen Richtungen hin anzubahnen versuchte, hat für die Mode noch unendlich viel mehr bedeutet. Sieht man recht zu, so hat es innerhalb der Mode dieses Zeitraumes geradezu eine Revolution vollzogen. Es hat einmal zu einer Differenzierung in der Toilette geführt und zweitens zu einer gewaltigen Demokratisierung derselben. Frühere Zeiten kannten die geputzte und die einfache Kleidung. Die reiche oder vornehme Dame putzte

sich stets. Wir lasen, wie Bismarck sich darüber mokierte, daß die Damen in Frankfurt a. M. auch bei Regenwetter in seidenen spitzenbesetzten Roben spazieren gingen, daß die alte kranke Kaiserin von Rußland den Marschall Castellane um 11 Uhr früh in Weiß-Moiré-antique empfing, Kaiserin Eugenie bei offiziellen Empfängen auch des Vormittags schon in Ballroben erschien usw., das Gefühl für das, was wir mit Differenzierung bezeichnen, fehlte. Man nahm nicht auf Zeit und Gelegenheit Rücksicht, sondern putzte sich, wenn man konnte. Das wird jetzt anders. Die Mode beginnt großen Wert darauf zu legen, daß die Dame nicht nur elegant, sondern auch richtig angezogen ist. »Es genügt nicht nur, Toiletten zu haben, die von gutem Geschmack zeugen, man muß ihn auch beweisen, indem man sie nur bei passenden Gelegenheiten trägt«, lesen wir in einem Handbuch für die elegante Frau, dessen Verfasserin sich Baronin d'Orchamps nennt. Dann folgt eine ganz genaue Angabe dessen, was von der Dame erwartet wird. Das Trotteurkostüm nur vormittags; zum Besuche der Kirche oder für Visiten das Tuchkleid; für zeremonielle Besuche ein elegantestes reichstes Visitenkleid, »das Sammetkleid erfüllt diesen Zweck vollkommen, sollte es nicht vorhanden sein, dann Taffet oder irgendein Seidenstoff«. Zu einem Diner geht man leicht dekolletiert, auf einen Ball oder in die Loge der Oper in tiefem Decolleté, in das Hotel-Restaurant gehört die elegante Straßentoilette; vormittags dunkle Farben, nachmittags helle. Nach diesen Ansprüchen richtet sich auch der Vorrat, den eine Mondaine besitzen muß. Die Herzogin Helene von Orléans fand in ihrem Trousseau 80 seidene Roben, Kaiserin Eugenie in dem ihren hundert, das wäre heute nicht mehr am Platze. Den Mindestbedarf an Neuanschaffungen der Toilette schlägt unsere Baronin für die Saison auf zwei an. 1. Ein Trotteurkostüm »das tägliche Brot« im Toilettenetat einer Frau. 2. Eine Tuch- oder Voiletoilette als ernsthaftes Visitenkleid. 3. Ein Sammet- oder Seidenkleid, das Kleid der besonderen Anlässe. 4. Ein Leinenkleid für den Sommer. Außerdem braucht die Elegante noch eine Dinertoilette, eine Soireerobe, die »große Uniform« der Frau und etwa 10 Blusen. Dabei ist noch keine Rücksicht auf Sportkostüme genommen, »denn wir sind allmählich zu vielen Sportkostümen gelangt, da nach und nach ein jeder Sport sein spezielles Kostüm geschaffen hat«. Frühere Zeiten kannten nur das Reitkleid mit der langen Schleppe.

Differenzierung



J. F. Willumsen, Bergsteigerin, 1910

Jetzt hatte man außer diesem, das allerdings seine Schleppe verlor, noch besondere Schnitte für Tennis, Wasser- und Bergsport. Die Differenzierung wird also immer subtiler. Alle diese Kostüme kamen aus England, woher ja auch der Sport selbst gekommen ist und sie sind es gewesen, die der Damenmode dieser Jahrzehnte den angelsächsischen Charakter aufgedrängt haben, der von Jahr zu Jahr erfolgreicher mit dem französischen Einfluß, der einst der alleinherrschende war, rivalisierte. Ein Artikel der Times führte einmal aus, daß die Engländerin sich überhaupt von der Pariser Mode emanzipieren solle. Diese passe nicht für England. Die Engländer seien von Natur ein landliebendes Volk (country people), daher sei es falsch, wenn sie sich die Mode der Franzosen, die von Natur ein Stadtvolk (city people) seien, aufdrängen ließen. Nun ist es ganz sicher, daß die englische Mode, für die Zwecke eines Lebens im Freien geeigneter ist als die Pariser und so hat sich in der Tat eine



Der Hosenrock in Auteuil

Teilung des Modeeinflusses ergeben. Für das praktische Kleid, zu dem auch das Kostüm, am liebsten tailor made aus Rock, Jacke und Bluse gehört, die verschiedenen Sportkostüme gibt die Engländerin den Ton an. Im Putzkleid des Salons herrscht nach wie vor Paris, wenn es auch durchaus nicht immer Franzosen sind, die darin die Mode machen. Das Kostüm aus Rock, Jacke und Bluse differenziert die Toilette, aber in noch viel höherem Grade ist es ein Symbol der Demokratisierung der Mode. Einmal erlaubt es jeder Frau, den gleichen Schnitt zu tragen, wenn auch von verschiedenen Stoffen und in verschiedener Weise ausgeführt, dann aber hat es der Industrie eine Herrschaft über die Mode eingeräumt, von der man sich früher nichts hätte träumen lassen. Die Konfektion hat in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts eine Ausbreitung und einen Einfluß erlangt, den sie ohne diese Kombination von Kleidungsstücken niemals hätte erreichen können. Rock, Jacke und Bluse sind innerhalb der Mode zu einer Macht geworden, sie haben sich zur Tracht entwickelt, die mit der Zeitmode nur noch ziemlich lose zusammenhängt. Die Konfektion, d. h. das auf Vorrat Arbeiten fertiger Kleidungsstücke, geht bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts zurück. Solange aber die weibliche Kleidung ihre Stütze in der festen, auf Stäbe gearbeiteten Taille sah, konnte die Konfektion nur unter Schwierigkeiten daran gehen, ganze Kleider im Vorrat anzufertigen. Das wurde ihr in der Tat erst ermöglicht, seit die Bluse die Taille verdrängt hat und erst seit dieser Zeit hat denn auch die Konfektion den Aufschwung genommen, den wir alle vor Augen haben. Mit großem Geschick hat sie es verstanden, das Be-

dürfnis gewissermaßen zu schablonisieren und Verhältniszahlen aufzustellen, die alle Frauen sozusagen sortieren, um ihre Wünsche auf der Stelle befriedigen zu können. Dadurch wird die Kleidung der Frau billig, wenn man auch nicht an die Greuel der Heimarbeit denken darf, denen diese Billigkeit verdankt wird und sie wird Uniform. Massenarbeit in Vorrat ist nur unter Zugrundelegung eines Modells möglich und diese Ausbreitung eines Vorbildes, das seinen Weg durch tausend Warenhäuser und Magazine in das Publikum nimmt, verursacht die Gleichförmigkeit im Aussehen, die jedem, der sich für die Mode interessiert, schon seit Jahren aufgefallen ist. Uebrigens handelt es sich dabei nicht nur um ein Verwischen der Standesunterschiede, sondern auch um ein solches der Altersunterschiede. Die Zeiten sind vorbei, in denen es alte Damen gab. Lilly Braun erzählt von ihrer Großmutter, von der sie ein so sympathisches Bild entworfen hat, daß sie der Mode nie eine Konzession machte und ihre Erscheinung, immer in Schwarz mit schwarzen Spitzen auf dem Kopf, doch als etwas Natürliches und Selbstverständliches wirkte. »Es ist der Würde des Alters angemessen, daß Matronen und Greisinnen sich verhüllen und die Toilette nicht zum Aushängeschild ihrer Illusionen machen«, pflegte die alte Dame zu sagen. Sie steht mit dieser Anschauung an der Grenze zweier Zeitalter, denn seither kennt die Mode den Begriff der alten Dame gar nicht



Modell Maison Bourniche, Paris
Photo. Talbot



1912

Demokratisierung der Mode

mehr. Stoffe, Schnitte, Farben, Frisuren, Hüte sind für alle Altersstufen ganz gleich. Seit die Mode die schlanke Linie verfolgte, ignoriert sie eigentlich auch die Frau und richtet ihr liebendes Augenmerk nur auf den Backfisch, Grund genug, daß auch die ältesten Register in Kinderkleidchen umherhüpfen. Das wird wohl mit ein Grund sein, warum der Respekt vor dem Alter so abgenommen hat, was Hedwig Dohm einmal so resigniert feststellte.

Diese Gleichmacherei oder Demokratisierung der Mode, die ja bei der Herrenmode noch viel deutlicher in die Augen springt, ist ein sichtbares Anzeichen dafür, wohin die Kultur strebt. Sie steigt vom Individualismus des Herrenmenschen zum Herdeninstinkt der großen Masse herab. Im Zusammenhang mit dieser Beobachtung ist es recht interessant, daß dem letzten sozialdemokratischen Parteitag, der vor dem Kriege abgehalten wurde, ein Antrag vorlag: »um die Arbeiterfrauen von den heutigen Modezeitungen, die alle gegnerische Politik treiben, unabhängig zu machen, wird der Parteivorstand ersucht, einen Kostenanschlag für die Herausgabe einer den Bedürfnissen des Arbeiterhaushalts entsprechenden Modezeitung aufzustellen«. Da die Mode ihr Lebenselement im Unterschied der Klassen fand, so würden richtige Sozialdemokraten von Rechts wegen auf eine völlige Abschaffung der Mode dringen müssen, sie jedenfalls als ein so auffallend sichtbares Zeichen der Standesunterschiede zu verwerfen haben. Es wäre nicht ohne Interesse festzustellen, ob diejenigen, die diesen Antrag formulierten, es waren Groß-Berliner-Genossen mit dem Abgeordneten Zubeil an der Spitze, vielleicht im Sinne hatten, der Mode eine andere Richtung an-

zuweisen, um die Diktatur des Proletariats auch in den Angelegenheiten aufzurichten, die die Kleidung betreffen. Auf alle Fälle kamen sie zu spät, die Mode hatte den Weg bereits selbst eingeschlagen, genau so, wie sie im 18. Jahrhundert, etwa 20 Jahre vor der Revolution dem englischen, einfachen, bürgerlichen Anzug zum Siege über das geputzte Habit à la française verhalf. Kulturelle Reformen pflegen den politischen Revolutionen voranzueilen. Die Uniformierung der Mode ist so unmerklich vorgegangen und hat sich als ein so selbstverständlich wirkender Faktor in unserem Leben erwiesen, daß einige der Künstler, die sich um die ästhetische Reform der Mode bemühten, sie geradezu in ihr Programm aufgenommen haben. Vandevelde, Schultze-Naumburg u. a., auch der Kunstwart hat dieser Idee das Wort geredet, wollten der Frau eine Gesellschaftsuniform geben in dem Sinne, wie etwa der Frack die männliche Uniform der festlichen Gelegenheit ist. In engeren Kreisen hat man ja schon oft Versuche nach dieser Richtung hin angestellt, aber wenn das Bild auch einheitlicher geworden war, an Reiz hatte es nicht gewonnen.



Mlle. Thirion, 1912 *Photo. Talbot*

Wirkung und Gegenwirkung liegen wie immer nahe beisammen. Je mehr die Mode selbst es sich angelegen sein ließ, die Frauenwelt gleich zu machen, je mehr sie nach einer gewissen Einförmigkeit strebte, um so mehr bemühte sich der Kreis der Auserwählten, sich abzuheben und sich auszuzeichnen. Vielleicht



Mlle. Sylvane, Modell Maison Laferrière



Modell Maison Beer
Photo. Talbot 1912

ist es diese Tendenz, die der luxuriösen Mode des letzten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts zugrunde liegt, vielleicht war es ein letzter Kampf mit der Gleichförmigkeit, ein letztes Aufbäumen gegen die unaufhaltsame Demokratisierung, ein letzter Sonnenblick der Eleganz, ehe die in Bewegung geratenen Massen mit dem Individualismus alles Wertvolle und Schöne vernichten werden. Im Lande der größten Gleichmäßigkeit auf der einen Seite, herrscht daher auch die größte Verschwendung auf der anderen. Auf dem allgemeinen Kongreß amerikanischer Frauenvereine, bei dem im Juni 1914 3000 Delegierte zusammenkamen, wurde unter den ersten Fragen, die besprochen wurden, auch eine Reform der Mode gefordert. Es ging eine äußerst scharfe Resolution durch, in der die gegenwärtige Mode als übertrieben,



Modell Maison Doucet
Photo. H. Manuel



Mlle. Desprez
Photo. Reutlinger

1912

unfein und unschön bezeichnet wurde. Die Vorsitzende des Kongresses, Mrs. Burdett, erklärte bei dieser Gelegenheit, daß die amerikanischen Frauen vom Kleiderwahnsinn besessen seien. An der Hand von Statistiken zeigte sie, daß in Neuyork die Ehegatten ein Drittel ihres Einkommens für die Garderobe ihrer Frauen ausgeben. Etwa in der gleichen Zeit veröffentlichte eine Zeitung in Chicago ziffernmäßige Angaben über den Bedarf der Amerikanerinnen an Toiletten. Diese Zahlen waren dem Material beigefügt, das dem gerade in Chicago tagenden Kongreß der Damenschneider vorlag, können also wohl eine gewisse Zuverlässigkeit in Anspruch nehmen. Daß die Milliardärinnen gewöhnt sind im Jahr durchschnittlich 200 000—300 000 Mark für Kleider, Wäsche und Hüte auszugeben, kann nicht gerade

in Verwunderung setzen. Aber auch die Zahl der Damen, deren Toiletten-Budget 25000 Mark im Jahr beträgt, soll sehr hoch sein. Eine Frau, die etwas auf sich hält, muß in den Unionstaaten 5500—6500 Mark für ihre Kleidung jährlich anlegen können. Von den weiblichen Angestellten in großen Geschäftshäusern nimmt man an, daß sie 1600 Mark verbrauchen müssen, um passend gekleidet zu sein. Eine Arbeiterin kann schon mit 800 Mark auskommen. Die Chicagoer Zeitung zog aus allen diesen Aufstellungen, die auf Rechnungen basierten, den Schluß, daß die Frauen des bürgerlichen Mittelstandes im Durchschnitt 16000 Mark für ihre Toilette ausgeben und daß die beruflich tätigen Frauen sich ungefähr 40 Prozent ihres Gehaltes ersparen könnten, wenn sie sich dazu entschließen wollten, weniger Wert auf ein striktes Befolgen der Mode zu legen. Daß diese Zahlen wenigstens, was die Milliardärinnen betrifft, nur sehr willkürlichen Schätzungen entsprechen, beweist eine Notiz, die 1909 durch die ausländische Presse ging. Mrs. Howard G. hatte erklärt, daß eine wirklich elegante Dame niemals ein Kleid zweimal anziehen dürfe, sollte es auch 2000 Mark gekostet haben. Darunter verstand sie nicht nur einen Wechsel des Kleides, sondern auch den aller dazu gehörigen Dessous. Sie erzählte dem Berichterstatter, daß sie für ihre Yachtfahrten allein nicht weniger als 100 Toiletten mit den dazu passenden Hüten besitze. »Ein ganzer Tag genügt ihr kaum zum Ankleiden und Auskleiden«, fügte der boshafte Journalist hinzu. In diesem Sinne wurde die Mode allerdings ein ausschließliches Privilegium des Reichtums, denn diese Dame bildet natürlich keine Ausnahme, sondern ist nur eine von vielen Vertreterinnen jener Kaste, deren Reichtum ihnen die Befriedigung jeder Phantasie erlaubt. In Europa blühte diese Spezies besonders im Osten, Rußland, Rumänien und anderen halb asiatischen Gegenden. Als 1913 in einem Hotel in Budapest die Gräfin Osten-Platen gestorben war, fand man in ihrem Nachlaß 60 Kostüme und 110 Hüte und ersah aus den Rechnungen, daß das billigste Kostüm 5000 Franken gekostet hatte, während die Hüte mit 1000—12000 Mark bezahlt worden waren. Die Gräfin hatte für ihre Toilette im Jahr rund 400000 Kronen ausgegeben. Marcel Prévost machte damals den Amerikanerinnen den Vorwurf, daß es ihnen durchaus nicht mehr darum zu tun sei, durch Geist, Anmut oder Schönheit zu wirken, sondern lediglich durch die





Modell Maison Poiret *Modell Maison Rondeau*

Photo. Henri Manuel, Paris

Eleganz ihrer Toilette. Dadurch habe die Schönheit des Körpers ihren früheren Wert großenteils eingebüßt. Schön sein heiße heute so viel, wie elegant sein. Wenn das einmal den weniger Hübschen zugute kommt, die schönere Nebenbuhlerinnen durch Toilettenprunk in Schatten stellen können, so führe es doch auch zu der systematischen Verteuerung der Mode, die die Zutaten nicht mehr kostbar genug wählen könne und wie im 17. Jahrhundert bei Besätzen von Perlen und Diamanten angelangt sei. Der französische Dichter prophezeit aus diesem Grunde den Bankerott der Mode, da der Wettstreit gegen den Reichtum aussichtslos sei. Wer weiß ob in den Zeiten, die kommen, Rock, Jacke und Bluse nicht am Ende auf der ganzen Linie triumphieren werden.



Die Herrenmode



Mlle. Rogier *Photo. Félix*

Ueber die Herrenmode ist etwas Neues kaum zu sagen, ihre Typen waren schon unter dem zweiten Kaiserreich festgelegt. Wenn bei der Damenmode Paris noch immer das letzte Wort zu sprechen hat, so ist es bei der Herrenmode längst ganz ausgeschaltet. Der englische Einfluß ist, seitdem er im 18. Jahrhundert einsetzte und in der Biedermeierzeit durch das Beispiel Brummels tonangebend wurde, einfach herrschend geworden und duldet, wie der Engländer überhaupt, keine anderen Götter neben sich. Das hängt wohl damit zusammen, daß England Jahrzehnte hindurch als Industrie- und Handelsstaat an erster Stelle stand, und der bürgerlichen Gesellschaft in politischer und kommerzieller Hinsicht als leuchtendes Vorbild erschien. Damit wurde der englische Anzug ganz von selbst nachahmenswert und er konnte es um so eher werden, als er außerordentliche Vorzüge besitzt. Er ist bequem, unauffällig und erlaubt dem Herrn, sich mit dem geringsten Aufwand von Zeit, Mühe und Geld passend anzukleiden. »Die englische Kleidung«, sagt Oskar A. H. Schmitz sehr hübsch, »legt sich um die Persönlichkeit, wie ein schmuckloser Rahmen um ein gutes Bild. Sie ermöglicht durch ihre Nüchternheit die freie Bewegung des Individuums. Sie erlaubt ihm ungestört in der Menge zu leben, weil sie nicht durch ärgerliche Ansprüche zum Widerspruch aufreizt.« Sie besteht noch heute, wie vor 60 Jahren aus dem Jackett, Sacko oder Rockjackett, Gehrock und Frack. Vergleicht man Modeblätter der



Lucien Simon, In der Loge, 1912

vierziger und fünfziger Jahre mit solchen aus den neunzigern oder dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts, so wird man überrascht sein, wie gering die Veränderungen im Schnitt sind. Ein wenig weiter oder enger, die Taille markierend oder nicht, hoch geschlossen oder mehr von der Wäsche zeigend, das sind die ganzen Unterschiede und selbst diese sind seit 30 Jahren auf ein Minimum reduziert. Das ist schon so weit gegangen, daß ein amerikanischer Herrenschneiderkongreß, der kurz vor dem Kriege tagte, über die Mittel beriet, die anzuwenden seien, um in die Herrenmode eine größere Mannigfaltigkeit zu bringen. Auch die Muster sind unendlich viel einfacher geworden. Die auffallend groß karierten Stoffe, wie sie einst z. B. für Beinkleider Mode waren, sind verschwunden. Alle ausgesprochenen Farben haben Mischungen von Grau und Braun, Dunkelgrün und Dunkelblau Platz gemacht. Schnitt und Stoff sind in gleicher Weise unscheinbar geworden. Wenn schon das Befolgen ein und derselben Mode zu einer gewissen Einförmigkeit führen



Modell Maison Beer, Paris *Photo. Manuel*

muß, so wird diese Bewegung durch die Konfektion noch ganz bedeutend unterstützt, denn diese spielt in der Herrenmode womöglich noch eine größere Rolle, wie in der der Damen. Am meisten ist das in dem Lande der Fall, das in dieser Periode auch bei uns so großen Einfluß gewann, in Amerika. Die Massenfabrikation, die allen amerikanischen Erzeugnissen ein stereotypes Gepräge aufdrückt, hat auch die Kleidung standardized. »Die amerikanischen Anzüge«, sagt C. A. Bratter, »werden in großen Fabriken zu Hunderttausenden, meist von geringer Qualität hergestellt und sind im allgemeinen wenig haltbar. Jedes Jahr gibt die Großindustrie das Gesetz für die neue Mode und der Instinkt der Gleichmäßigkeit (er nennt es sehr bezeichnend sameneß) sorgt für die genaue und gleichmäßige Beobachtung. Von hundert amerikanischen Herrenanzügen sind 99 fertig gekauft; reach-me-downs ist der drastische Ausdruck dafür. Reiche ihn mir herunter, wie der Käufer zum Kleiderhändler sagt. (In Berlin sagt man dafür: er ist »von der Stange« weg angezogen.) An seinem Anzug ist der Amerikaner, aus welchem Landesteile er auch kommen mag, sofort zu erkennen. Die amerikanische Bekleidungs-Groß-Industrie hat eben herausgefunden, daß die Gleichförmigkeit der Mode für sie das denkbar vorteilhafteste ist. Sie hat daher rechtzeitig die Modediktatur an sich gerissen und die Losung ausgegeben, das Wesen und der oberste Grundsatz der Mode sei ihre Gleichheit. Und der auf seine Unabhängigkeit sonst so trotzig pochende Amerikaner hat sich dieser Diktatur willig unterworfen. Die Industrie hat den Amerikanern



Hugo Frhr. von Habermann, Winterschmuck, 1909 *Aus der Jugend*

die Monroe Doktrin der Konfektion eingehämmert: amerikanische Kleidung für die Amerikaner.«



Lino Selvatico, Bildnis, 1912

Differenzierung

In der Einführung gut geformter Durchschnittstypen hat sich der angelsächsische Anzug in der Herrenkleidung sehr fühlbar gemacht, unterstützt durch den Zwang der Schicklichkeit, die für jede Gelegenheit genau vorschreibt, was der Gentleman anzuziehen hat. Der Spielraum für den individuellen Geschmack, den die alte französische Mode auch den Herren verschwenderisch zumaß, ist so beschnitten worden, daß man nicht einmal mehr von Ellenbogenfreiheit sprechen kann. »Alle einander möglichst ähnlich, damit man keinen erwischen kann«, schreibt Fred einmal sehr hübsch. Parallel zu dieser Gleichmacherei, die alle Unterschiede der Klassen so weit verwischt hat, daß eine Modekorrespondenz aus London 1909 behauptete, die Lords des Oberhauses kleideten sich absichtlich schlecht, um ein Unterscheidungszeichen zu besitzen, das sie davor bewahren könne, mit dem großen Haufen verwechselt zu werden, geht eine steigende Wertschätzung des Aeußerlichen. Was wir schon bei der Damentoilette dieses Zeitraums beobachten konnten, daß sie gegen früher weit differenzierter geworden ist, das trifft bei dem Herrenanzug in noch viel höherem Grade zu. Je größer die allgemeine Gleichförmigkeit ist, um so mehr kommt es auf die Nuancen an und um so schwieriger wird die Kunst der Toilette auch beim Manne. Die Eleganz des Herren beruht in dieser Zeit darauf, für jede Gelegenheit passend angezogen zu sein. Dadurch unterscheidet er sich vorteilhaft von dem, der durch seinen falschen Anzug beweist, daß er nicht in der guten Ge-

sellschaft Bescheid weiß. Diese Wissenschaft des richtigen Angezogenseins ist zu einer förmlichen Geheimlehre ausgebildet worden, denn diejenigen, die es nicht wußten, scheinen durchaus in der Mehrzahl gewesen zu sein. Vor uns liegt ein nettes kleines Büchlein aus dem Jahre 1909, dessen Titelbild einen feschen jungen Herrn in Unterkleidern zeigt, der vor seinem geöffneten Kleiderschrank steht mit der sorgenvollen Frage auf den Lippen: »Was ziehe ich an?« Der Verfasser behandelt die Beantwortung dieser schwierigen Frage mit Ernst, aber nicht ohne Humor. Seine Schrift ist ein Kulturdokument für Deutschland vor dem Kriege. Er kennt auch nur die fünf Typen, auf die der Herrenanzug dieser Epoche festgelegt war: Frack, Smoking, Gehrock, Rockjackett und Sackjackett, aber er weiß sie für mehr als 25 verschiedene Gelegenheiten, die er außer den sportlichen Veranlassungen aufführt, entsprechend zu variieren. Für Besuche, Diners, Abendgesellschaft, Frühstück, Herrengesellschaft, Ball und Tanzgesellschaft, Rout, jour fix, five o' clock tea, Kränzchen, Kaffee und Thé Dansant, Standesamt, Hochzeit, Polterabend, Taufe, Kirchgang, Beerdigung, private Feierlichkeiten, Theater, Konzert, Zirkus, Variété, elegante und einfache Restaurants, Wohltätigkeitsfeste, Basare, Gartenfeste, Landpartien, Automobilfahrt, Seereisen, Seebad erteilt er Ratschläge, resp. Vorschriften, wie der Anzug den verschiedenen Situationen gerecht wird und welche Fehler bei der Herrengarderobe unbedingt vermieden werden müssen. Man sieht mit fünf Typen so viel verschiedenen Gelegenheiten gerecht zu werden, ist keine Kleinigkeit. Rechnet man hinzu, daß für zwei dieser Typen, nämlich Frack und Smoking, auch die Art der Wäsche und der Krawatte vorgeschrieben war, so wird man inne, daß die Schwierigkeit allerdings nicht gering war und ein Arbiter elegantiarum geradezu eine Notwendigkeit bildete. Die feinere Differenzierung zwischen Besuchen intim freundschaftlicher oder geschäftlicher Art, zwischen Frühstück und Déjeuner dinatoire usw. beruhte wesentlich auf der Wahl der Weste und der Krawatte, denn diese beiden Kleidungsstücke des Herren sind in dieser ganzen langen Zeit die einzigen gewesen, in denen er einen persönlichen Geschmack an den Tag legen durfte. In Stoffen und Schnitten des Anzugs war die Auswahl gering, nicht einmal das Futter gestattete Exzentrizitäten. Das Gilet und die Krawatte waren dafür die Tummelplätze der Phantasie. Edmond

de Goncourt bewunderte 1891 im Toilettenzimmer von Robert de Montesquiou eine Sammlung mehrerer hundert Krawatten, die in Glasvitrinen aufgehängt, auf den Moment warteten, wo sie zum Schmuck ihres Herrn dienen sollten. Als der tolle Marquis of Anglesey Bankerott machte, wurden in London die 600 Phantasiewesten öffentlich versteigert, die der Dandy angeschafft hatte, um in seine 300 Anzüge einige Abwechslung bringen zu können. Ob die 12 Garnituren von Diamantknöpfen, die der junge Mann besaß, dazu gehörten, wissen wir nicht. Will man dem Gewährsmanne, der uns die Frage, was ziehe ich an, so liebenswürdig beantwortete, Glauben schenken, so machen ihm Wäsche und Schuhzeug nicht geringere Sorgen als die Kleider. Die Verstöße in der Wahl bunter Wäsche oder farbiger Schuhe scheinen häufiger gewesen zu sein, als man glauben sollte. Stiefelfexe gehören in Deutschland zu den seltenen Ausnahmen, wie der einst beliebte Schwankdichter Gustav von Moser, bei dem Paul Lindau Hunderte von Stiefeln sah. »Ich stehe zu jedem einzelnen Paar in einem persönlichen Verhältnis«, sagte ihm der Dichter, »keines sitzt.« Auch der preußische Prinz gehört zu ihnen, der zu einem zwölfstündigen Aufenthalt in Dessau 24 Paar Stiefel mitnahm.



Modell Maison Redfern, Paris
Photo. Félix

Die Schwierigkeit, die für den deutschen Herrn darin bestand, sich korrekt zu kleiden, beruhte auf den verschiedenen Prinzipien, nach denen man sich in Deutschland und in England

anzog. In Deutschland kleidete man sich für die Gelegenheit, in England für die Tageszeit. Nie würde ein Engländer vormittags den Frack anlegen, was der Deutsche in allen möglichen Situationen tat. Aus dieser Differenz entsprangen die Verstöße, die der Deutsche im Hinblick auf die englische Regel beging. Sie fielen besonders englischen Theaterdirektoren auf, die sich darüber lustig machten, daß deutsche Schauspieler auf der Bühne niemals richtig angezogen seien. Die »Deutsche Theaterzeitschrift« stellte damals Vorschriften zusammen, die so ziemlich alle gesellschaftlichen Möglichkeiten ins Auge faßten und nicht nur die Kleidung, sondern auch alle Akzidenzien, wie Schuhe, Handschuhe, Krawatte, Hut, Schmuck usw. berücksichtigten. Wir entnehmen ihr die Tabelle, die sie veröffentlichte. Sie zeigt, daß die englische Kleidertyrannei, über die sich Arnold Ruge schon vor 70 Jahren beklagte, nichts von ihrer Strenge verloren hatte.

Der Hunger nach Eleganz veranlaßte dann die Snobs aus Berlin WW. sich im Frühjahr 1914 einen eleganten Pariser kommen zu lassen, um von ihm in die Geheimnisse des Schicks eingeführt zu werden. Mr. André de Fouquières hielt damals im Tiergartenviertel und am Kurfürstendamm seine Conférences ab und verriet den Berlinern u. a. die Nuance, daß man eine Perle immer nur in einer einfarbigen nie in einer gestreiften Krawatte tragen dürfe. »Wenn eine Gesellschaftsschicht ganz ausgebrannt, ganz verflacht, ganz fertig ist, dann wird die elegante Kleidung zum A und O ihres kümmerlichen Daseins. Noch immer ist es ein Zeichen unrettbaren Verfalls gewesen, wenn der Glaubenssatz, daß Kleider Leute machen, unbedingt anerkannt wurde und kaum je ist er so unbedingt anerkannt worden, wie von den arbeitslos genießenden Drohnen des Berliner Westens«, schrieb damals der Vorwärts als Randglosse dieser Vorlesungen.

Sportkleidung

Die einzigen Neuschöpfungen der Herrenmode hat in dieser Zeit der Sport hervorgebracht, der für Jagd, Reiten, Radfahren, Tennis, Golf, Hockey, Fußball, Ski, Bobsleigh, Sommer-, Winter- und Wassersport so viel Neuheiten auf den Markt geworfen hat, daß derjenige, den die Uniformität der Schnitte langweilt, sich durch die Mannigfaltigkeit ihrer Typen entschädigt fühlen wird. Auch für den Luxus ist hinlänglich gesorgt. Erfordert doch der Automobilsport allein an Mänteln vier verschiedene

Tageskleidung

Anlaß	Rock und Ueberzieher	Weste	Hosen	Hut	Hemd und Manschett.	Kragen	Krawatte	Hand-schuhe	Stiefel	Schmuck
Tageshochzeit Nachmittags-besuch Vormittags-empfang	Gehrock Chesterfield od. Paletot	Weiß oder perlfarben Leinen oder Seide	Gestreifte Kammgarn od. dunkel-grau Cheviot	Zylinder mit breitem Filzband	Glattweiß mit angesetzten Manschetten	Stehkragen	Weiß oder perlenfarben Ascot oder Once-over z. Handschuh passend	Weiß Leder oder grau Glacé zur Krawatte passend	Lack Leder geknöpft, Tuch	Goldene Manschetten-knöpfe, gold. Hemdknöpfe Krawatten-nadel
Geschäfts-, Haus- und Morgen-Anzug	Jackett oder Walking Coat Chesterfield	Passend zum Rock oder aus Fancystoff	Wenn mit Jackett, dann passend; wenn mit Rock aus gleich. o. and. Material	Derby oder weich. Hut schwarz oder braun	Gestärkt oder gefältelt farbig mit angesetzten Manschetten	Klapp- oder Stehkragen	four-in-hand oder Once-over	Tan Eape oder gestrickt	Geschnürt Halb hoch oder niedrig	Goldene Manschetten-knöpfe, gold. Hemdknöpfe
Auto-, Golf-, Reit-, Land-Kleidung	Norfolk oder doppelknöpf Jackett	Fancy-Flanell mit Flügeltasch. od gestrickt	Tweed oder Flanell	Tweed- oder Pelzmütze oder Alpine	Flanell mit weichen Manschetten	Umlege-kragen oder am Hemd angesetzt	Necker-chief oder four-in-hand	Chamois, Cape Pelz oder gestrickt	Geschnürt Halb hoch oder niedrig	Manschetten knöpfe, Leder-Uhr-kette
Nachmittags-Tee, Kirche, Promenade	Geh- oder Morgenrock (morning coat) Chesterfield	Double oder passend z. Rock oder Fancystoff	Gestreift Kammgarn hell oder dunkel	Zylinder mit breitem Filzband	Glatt oder Piqué weiß mit angesetzt. Manschetten	Klapp- oder Stehkragen	Once-over oder four-in-hand	Grau Schwed. od. hell Hirsch-leder	Lack Leder geknöpft Tuch oder Kid Tops	Wie oben

Abendkleidung

Anlaß	Rock und Ueberzieher	Weste	Hosen	Hut	Hemd und Manschett.	Kragen	Krawatte	Hand-schuhe	Stiefel	Schmuck
Abend-Hoch-zeit, Ball, Emp-fang, offizielles Diner u. Theater	Frack Gabe-Pale-tot oder Chesterfield	Weiß ein-knöpfig aus Leinen, Drill, Piqué oder Seide	Zum Rock passend mit breiten Tressen an den Nähten	Zylinder mit Filzband, Operah. im Theater	Glatt oder Piqué weiß mit anges. Manschetten	Stehkragen	Weiß Tie aus glattem od. gemust. Leinen oder Seide	Weiß Glacé mit gleichen Ranzen oder weiß. Dam-led. Weiß Cape f. Theat.	Lack Leder geknöpft Tuch oder Kid Tops Patentleder-Pumps	Perl, Achat oder Mond-stein-Man-schettenkn. und Hemdknöpfe
Gemütl. Diner, Klub, Jagd, Besuch z. Hause	Jackett, schwarz oder Oxford Chesterfield	Schwarz-grau oder schwarz weiß Leinen oder Seide ein-knöpfig	Zum Jackett passend mit glatten Nähten	Filz oder Seiden Derby oder Alpine	Glatt oder gefältelt weiß mit angesetzten Manschetten	Klapp- oder Umlegekr.	Broad End schwarz od. grau od. schwarz weiß Seiden-Tie	Grau Schwed. Damleder od Chevrette	Dunkel Kalb Geschnürt	Gold Amethyst- oder Opal-Manschetten und Hemd-knöpfe



Sascha Schneider, Aus dem Gemälde-Zyklus im Sporthaus des Dresdner Ruderklub

Modelle: »Einen hellen Staubmantel aus Leinen oder Rohseide für sehr warmes Wetter, einen gummierten Mantel oder Ueberzug, der bei Regenwetter dringend notwendig ist, einen warmen, am besten auch imprägnierten, wollenen Mantel für mittlere und kühlere Witterung und endlich einen sehr warmen Pelz für den Winter.« In gewissem Sinne war die Sportkleidung das Ventil, das die Mode der Betätigung des individuellen Geschmacks öffnete. Wer wollte, mochte sich hier in bunten Farben und originellen Schnitten austoben. Wenn Hermann Bahr seine Wiener Touristen »in grimmig-grandiosen Verkleidungen, urmenschlich, vormenschlich, mythisch anzuschauen«, auf die Rax stürmen sieht, so freut es ihn. »Mir behagt es daran zu spüren«, schreibt er, »wie stark doch offenbar wieder die Lust am Kostüm, der Drang zur persönlichen Tracht, die Sucht aus unserer insipiden männlichen Mode weg ist. Wie sie in schiefen Hüten, bunten Strümpfen, breiten Gürteln sich prahlend in die Knie beugen, strahlend ihrer Waden freuen. In der Stadt hat keiner den Mut, sich nach seinem Geschmack, seiner Laune, seinem Bedürfnis zu tragen. Warum kleidet man sich da nicht wie man will, sondern wie der König von England will?« Warum nicht? Weil der Herdeninstinkt es verbietet. Nicht einmal im Bette hat der Herr, der dazu gehören will, die Erlaubnis, so viel oder so wenig anzuhaben, wie er selbst will. Er ist genötigt, den Pyjama zu tragen. Es ist der in den Tropen entstandene klassische Schlafanzug, in dem man nicht ausgezogen, aber auch nicht angezogen wirkt »unerläßlich für jeden, der zwischen Mitternacht und Sonnenaufgang die Korridore der großen Hotels und Schiffe betritt«. Als

Edmond de Goncourt 1882 mit dem Pyjama bekannt wurde, bezeichnete er ihn noch als einen Anzug für Zuhälter. Seitdem aber hat er seine Karriere gemacht und seinen festen Platz in der Kultur der eleganten Kleidung eingenommen. George Moore hat einmal eine kleine Novelle geschrieben, die sich um den Pyjama dreht, daß nämlich zwei Liebende nicht zusammen kommen können, weil der Held im kritischen Augenblick gewahr wird, daß er seinen Pyjama zu Hause gelassen hat und lieber auf die Freuden der Liebe verzichtet, als auf dies Kleidungsstück, das für einen kultivierten Mann unentbehrlich ist. Aller Uniformität und aller Kleidertyrannei zum Trotz war auch im männlichen Geschlecht die Eitelkeit nicht so ganz ausgestorben, wie man fürchten sollte; sie flüchtete sich nur zu den wenigen Auserwählten, die auch die Zeit aufbrachten, ihr zu huldigen. So kannte Edmond de Goncourt einen französischen Herzog, der sich 25 Mannequins hatte anfertigen lassen, damit seine Anzüge sich nicht von seinen Formen entwöhnten und keine falschen Kniffe annähmen. So überwachte Ibsen seine Kleidung mit einer Peinlichkeit, die man bei Männern seines Alters selten findet. Er blieb, wie uns der boshafte Paul Lindau verrät, vor jedem Spiegel stehen und brachte die sich wild aufbäumende Tolle seiner Frisur, der er den genialischen Zug verdankte, nur durch langwierige Kunst zustande. Bernard Shaw betätigte in der Kunst des Anziehens sogar eine gewisse Originalität, die der eigenen Erfindungskraft nicht ganz entbehrte. Er offenbarte, wie eine Modekorrespondenz aus London wissen wollte, einen ausgesprochenen Sinn für effektvolle Wirkung und abgestimmte Harmonie. Er zeigte in einer gewissen Periode eine auffallende Vorliebe für Farbentöne, die in das gelbliche und rötliche spielten. Unter seinen Anzügen genoß ein terrakottafarbener eine besondere Berühmtheit. Er trug zu demselben Schuhe, Hut, Hemd und Krawatte von gleicher Farbe. Er sah darin aus, wie ein wandelndes Gemälde in Wasserfarben.

Reaktion und Reform

Eine Reaktion gegen das Demokratisieren der Mode bedeuten die Versuche einer Reform der Herrenkleidung, an denen es dieser Periode nicht gefehlt hat. Eine der ersten Sorgen Kaiser Wilhelms II. war die 1890 von der Wartburg datierte Einführung einer Hofuniform für die Herren vom Zivil. Sie bestand aus einem schwarzen Hofkleid, d. h. Frack mit Kragen und

Klappen von Atlas, Atlasweste, Kniehosen von schwarzem Kaschmir, seidenen Strümpfen, Schnallenschuhen, Dreimaster und Degen, griff also auf das alte habit a la française zurück. Indessen hat sich selbst an dem gut disziplinierten Berliner Hof das verachtete bürgerliche Kleid fürchterlich gerächt. Am 22. Januar 1907 machte sich der bei Hofe vorgestellte Weinhändler Lehr aus den U. S. A. den Spaß, mit großkarierten hellen Beinkleidern und weißen Strümpfen zum Hofball zu erscheinen und inmitten der feierlichen Zirkel wie ein Clown angezogen herumzulaufen. Diesem offenen Spott auf die Kleidervorschriften der Alten Welt gesellte ein anderer Yankee den Hohn, als er bei ähnlicher Gelegenheit inmitten der ordengepflasterten Herren mit einem Stern erschien, der die aller anderen an Glanz und Pracht überstrahlte. Als die für Orden stets lebhaft interessierte höchste Person ihn fragte: »Was für einen Orden tragen Sie denn da«, antwortete der smarte Amerikaner mit Seelenruhe: »My own«.

Die Künstler, die um die Jahrhundertwende daran gingen, die Damenmode zu reformieren, haben von der Herrenkleidung gar keine Notiz genommen, sie muß ihnen wohl hoffnungslos erschienen sein. Einzelne Versuche, die von Gesundheitsreformern, wie Gustav Jaeger unternommen wurden, hätten im Grunde zu nichts anderem geführt, als die Uniform der Mode durch eine andere zu ersetzen und gerade die Gleichförmigkeit war es ja, von der man los wollte. »Nichts« schreibt der Kunstwart einmal »ernüchtert bei den Aufführungen unserer Chorvereine, zumal bei Oratorien, so sehr, wie der Anblick des Gesangskörpers im Gesellschaftsanzug, an dem alle Vorstellungen steifer Förmlichkeit und mancher Lebenstrivialitäten haften. Besonders die Herren im Frack mit weißer Krawatte wie zum Ball oder zur Soiree hergerichtet, bringen uns die ödesten Lebensprosa vor Augen.« Im Anschluß an diese Klage spricht das Blatt den Wunsch aus, daß ein Maler eine würdige Konzerttoilette für die Herren entwerfen solle, ein talarartiges Gewand, das zeige, daß sein Träger zu einer besonderen Aufgabe berufen sei und es hofft, daß dadurch in das Bild unserer Konzerte doch etwas Farbe und Abwechslung hineinkämen, wenn jeder Gesangverein nach seinem Geschmack eine andere Toilette in Gebrauch nähme. Aus solchen Wünschen spricht gerade so gut wie aus der Einführung neuer Amtstrachten



Raffael Schuster-Woldan, Frau Hildegard Carlson, 1912

für Richter, Staatsanwälte und Advokaten, die in diesen Zeitraum fällt die Ueberzeugung, daß die zu völliger Uniformierung ausgeglichene bürgerliche Kleidung das Leben großer ästhetischer Werte beraubt hat. Um der Nüchternheit und Reizlosigkeit dieser öden Gleichmacherei zu begegnen, bildete sich 1911 in Berlin ein Verein zur Reform für männliche Kleidung. Er hatte es besonders auf das gestärkte Hemd und das lange Beinkleid abgesehen. Er wollte das eine durch eine Bluse, das andere durch die Kniehose und den Wadenstrumpf ersetzen. Die Absicht war gut, aber der Erfolg ein Schlag ins Wasser. Derartige Aenderungen hätte nicht einmal der König von England durchsetzen können, von dem es immer hieß,



Mlle. Renouard, Modell Maison Béchoff David, Paris *Photo. Talbot*

er bestimme die Herrenmode, geschweige denn ein Verein von Angehörigen des Mittelstandes.

Bei dieser Gelegenheit darf man wohl daran erinnern, daß Eduard VII. weder als Prinz von Wales noch als König von England wie man so sagt, die Mode gemacht hat. Er so wenig wie vor ihm Kaiserin Eugénie die Damenmode. Beide wählten aus dem vorhandenen Vorrat das was ihnen persönlich gefiel und da beide den Ruf der Eleganz genossen, machte man es ihnen nach; keinem von beiden würde es aber gelungen sein, irgendein Stück eigener Erfindung durchzusetzen, das etwa nicht in der Linie der Zeitmode gelegen gewesen wäre. Man muß es immer wieder betonen, kein einzelner machte oder macht die Mode. So wenig wie sich Regen oder Sonnenschein befehlen lassen, gibt es eine Mode, par ordre de moufti. Die Herrenmode bestimmt London, die Damenmode Paris, aber doch in keinem anderen Sinne, als daß sie die Modelle schaffen, von denen das Publikum die auswählt, die ihm zusagen. Der Herr und die Dame machen sich ihre Mode selbst, denn sie lehnen ja auch oft genug, denken wir nur an den Hosenrock von 1911, Moden ab, die ihrem Geschmack nicht entsprechen. Gerade der Hosenrock ist ein Musterbeispiel für die Mitarbeit des Publikums in Modefragen. Er lag durchaus in der logischen Entwicklungslinie der Zeitmode, er wurde von einigen führenden Pariser Modehäusern mit dem üblichen

Geschick und glänzender Reklame lanziert und er wurde doch allgemein abgewiesen, weil die Damenwelt eben nicht so weit mitging. Derartige Exzentrizitäten sind in der Herrenmode seltener anzutreffen, aber auch hier wird man gelegentlich Schnitten und Mustern begegnen, die so ungewöhnliche Nuancen betonen, daß sie allgemein auffallen, mit dem Resultat, daß sie gewöhnlich nach kurzer Zeit auf Nimmerwiedersehen verschwinden. Allgemein bekannt ist, daß die führenden Modehäuser der Rue de la Paix sich als Mannequins mit Vorliebe eleganter und schöner Schauspielerinnen bedienen. Was diese auf der Bühne vorführen, im schmeichelnden Licht der Rampe, unterstützt durch Schönheit und Schick, das hat am meisten Aussicht, den Zuschauerinnen zu gefallen und in die Mode zu gelangen, aber selbst in den Fällen, in denen diese Spekulation gelingt, kann man kaum mit Recht sagen, diese oder jene Schauspielerin habe die Mode gemacht.



B. Wennerberg

Hat die Technik schon alle Gebiete, die sie doch erst mittelbar beeinflussen konnte, von Grund aus umgestaltet, so hat sie natürlich noch eine viel weitergehende Wirkung auf alles ausgeübt, worauf sie unmittelbaren Einfluß besaß. Das ganzeLeben ist ein durchaus anderes geworden, sowohl innerhalb des Hauses wie außerhalb desselben, der Komfort, der Verkehr, die Geselligkeit und das Vergnügen haben in diesem Zeitraum andere Gestalt gewonnen. Für das Großstadthaus hat diese Epoche eine Bedeutung erlangt, die die Jugend von heute kaum ahnt, denn alle die Einrichtungen, mit denen sie groß geworden ist, waren vor 40 Jahren kaum begonnen oder erst in ihren Anfängen vorhanden. Zu der Wasserleitung, die vor 1880 noch durchaus nicht allgemein war, ist die Lieferung von stets laufendem heißen Wasser getreten. Das Badezimmer, einst eine seltene Ausnahme, — selbst in prinzlichen und fürstlichen Palais der Biedermeierzeit suchte man es in Deutschland ebenso vergebens wie heute noch im französischen Bürgerhaus —, ist mittlerweile zu einer so selbstverständlichen Einrichtung des großstädtischen Wohnhauses geworden, daß auch zwei- und drei Zimmerwohnungen ohne dasselbe kaum zu vermieten sein dürften. Gas, elektrisches Licht und Zentralheizung, Staubsauger und Müllschlucker haben das Leben auch für die Dienstboten gegen früher unendlich vereinfacht. Lift und Telephon haben mitgeholfen die sozialen Unterschiede zu verwischen, denn sie haben die Wohnung im IV. Stockwerk der der Bel-Etage gleichgemacht. In den siebziger Jahren war der Treppenläufer noch eine Seltenheit, dreißig Jahre später fehlt er selbst nicht im Hinterhaus. Die Einförmigkeit der inneren Ausgestaltung der Wohnräume ist durch Erker, Balkons, Loggien auf das anmutigste unterbrochen worden. Sie ermöglichen es auch dem Unbemittelten, seine Umgebung durch Blumen aufzuheitern und sich ein Stück Natur mitten in den Asphalt der Großstadt zu zaubern. Auch an diesem Fortschritt haben die dienenden Klassen einen guten Anteil gehabt. War der Raum, der dem Mädchen angewiesen war, damals bestenfalls der sogenannte Hängeboden, ohne Zutritt von Luft und Licht, so erhielten sie schon seit den achtziger Jahren ein eigenes Zimmer mit Fenstern ins Freie und sind seither gewöhnt, in hochherrschaftlichen Wohnungen außer eigenen Räumen auch ein besonderes Wasserklosett und Bad



Modell Maison Pierrat *Photo. Manuel, Paris*

für ihren speziellen Gebrauch vorzufinden. Alle diese Fortschritte haben auf der einen Seite die Bequemlichkeit der Lebensgewohnheiten erhöht, auf der anderen Seite die Ansprüche an dieselben gesteigert, so daß Jenny von Gustedt einmal ganz entmutigt ausruft: »Wie viel Umstände um zu leben.« Man wurde bequemer, weil einem viel Mühe und Arbeit abgenommen wurde, aber auch viel abhängiger von Neben- und Mitmenschen, deren man nicht mehr entraten kann, soll dies kompliziert gewordene Dasein sich so abwickeln, wie es vorgesehen ist. Das engbedrängte beieinander Wohnen in den immer mehr anschwellenden Städten, das zu einer Abschleifung aller Eigenart führt, hat im Laufe dieses Zeitraumes zu zwei Bewegungen geführt, die sich diametral gegenüberstehen. Die eine fordert dringend das Einfamilienhaus in ländlicher Um-



Mlle. Lancret
Modell Mme. Jeanne Duc
Photo. Talbot, Paris

gebung, um die Familie zu isolieren und ihr einen gewissen Zusammenhang mit der Natur wiederzugeben, den sie im Großstadtleben verlor. Sie stellt eine Reaktion gegen die Erschlaffung vor, die der gehäufte Komfort im Gefolge hat. Die andere dagegen unterstreicht und betont die Vorzüge des Gemeinschaftslebens und drängt zum Einküchenhaus, um die Vorteile genossenschaftlicher Lebensführung auf das Höchste auszunutzen und Kräfte freizubekommen, die im Kleinkram des täglichen Einerlei von Hauswirtschaft und Küche unnütz zu Hunderttausenden zersplittert werden. Je bequemer die Abwickelung des häuslichen Lebens geworden ist, um so weniger war man geneigt, auch die gegen früher so wesentlich verringerte Last weiterzutragen, zumal seit die Fabrik anfing, die weiblichen Arbeitskräfte in größerem Umfange heranzuziehen und die Dienstbotenfrage dadurch von Jahr zu Jahr schwieriger wurde. Das hat dann zu der Zunahme der Pensionate geführt, die ein wahres Nomadentum gezüchtet haben und für weite Kreise der Bevölkerung zur Regel machten, was früher eine Ausnahme war: Das Aufgeben der eigenen Häuslichkeit.

Reisen Dazu hat auch der Verkehr das seinige beigetragen, den die Fortschritte der Technik allerdings von Grund aus umgestaltet haben. Europa kennt die Eisenbahn schon seit den dreißiger Jahren, aber es ist fast ein halbes Jahrhundert darüber hingegangen, bis man daran gedacht hat, auch nur den einfachsten, fast selbstverständlichen Komfort einzuführen. Wer von dem heutigen Geschlecht sich noch auf das Reisen in den siebziger Jahren besinnen kann, der weiß, daß Heizung, Ventilation, Klosett Steine des Anstoßes bildeten, die jede Fahrt, zumal jede längere Reise zu einer Geduldsprüfung für die Nerven machte. Wie war das so ganz anders geworden! Die Einführung von Schlafwagen in den achtziger, von Speisewagen in den neunziger Jahren,

die Zusammenstellung von D-Zügen, denen in malerischen Gegenden der Aussichtswagen nicht zu fehlen pflegte, hatten die einfache Fortbewegung von einem Ort zum anderen zu einem wahren Vergnügen gemacht. Nicht nur, daß für alle Bedürfnisse menschlicher Schwäche gesorgt war, auch der Komfort hatte sich ihrer bemächtigt. Es war nicht nur Heizung da, man konnte sie auch regulieren. Die Fenster waren mit ihren Riesen-Spiegelscheiben bequem zu öffnen und zu schließen; Lesebeleuchtung an jedem Sitz, die Möglichkeit, das Licht hell oder dunkel zu stellen oder abzublenden, sorgten für jeden Wunsch. Man war nicht stundenlang an seinen Platz gebunden, sondern konnte sich durch den ganzen Zug frei bewegen. Wer immer vor 1914 in Europa reiste, der wird zugeben, daß die schönsten, bequemsten und saubersten Wagen, der sicherste Betrieb, die pünktlichste Zuverlässigkeit in Deutschland zu finden waren, während keiner unserer Feinde in seinem Verkehrswesen Einrichtungen besaß, die sich mit den unsrigen hätten messen können. In den ersten Jahrzehnten des Bahnbaues war der Ingenieur auch der bescheidensten Steigung sorgfältig aus dem Wege gegangen, in diesen Jahren fällt diese Rücksicht vollkommen hinweg. Die Eisenbahn nimmt alle Schwierigkeiten. Wie sie die Großstädte unterirdisch durchfährt, so erklettert sie alle Gipfel, Zahnrad-, Seil- und Schwebebahnen machen die abgelegensten Plätze spielend zugänglich. Die städtischen Straßenbahnen, erst seit den siebziger Jahren in Betrieb mit Pferden, werden in elektrische umgewandelt und tragen ihrerseits zum Anwachsen der Städte bei, indem sie eine immer weiter auf das Land hinausgreifende Bebauung ermöglichen. Verglichen mit dem Schneckentempo der früheren Eisenbahnen, raste sie jetzt durch die Länder. Wer jemals den flying Scotchman von



Modell Maison Odette
Photo. Manuel, Paris

London nach Edinburgh benutzte, wird sich auf das mit Unbehagen gemischte Gefühl besinnen, mit dem man durch die Landschaft dahinwetterte und brauste. Da die Steigerung der Bequemlichkeit und der Schnelligkeit Hand in Hand mit einer starken Verbilligung der Tarife gingen, so hat das Reisen in dieser Periode in einer Weise zugenommen, daß es von einem Privileg der oberen Stände zur selbstverständlichen Geste des Mittelstandes und der unteren Schichten wurde. Es wäre schwer gewesen, in dieser Zeit in Deutschland jemand zu finden, der Italien nicht besucht hätte. Alle Welt reiste, Gesellschaftsreisen, Rundreisebillets, Veranstaltungen aller Art machten das Reisen billig und bequem und wenn der Reisende, der etwa in 6 oder 8 Wochen durch Italien hetzte, auch keinen seelischen Gewinn davon hatte, so war doch seine Eitelkeit befriedigt. »Wie viel trägt es denn zur Veredlung des Volkes bei«, fragt Karl Jentsch einmal, »daß sich die reichen großstädtischen Schlächterweiber von Stangen in Italien und im Orient herumschleppen lassen, um den Petersdom und die Tempel von Karnak anzuglotzen?« Das ist leider nur eine Seite der Angelegenheit. Der deutsche Reisepöbel, der vor dem Kriege das Ausland besuchte, hat das seine dazu beigetragen, die Deutschen in der Fremde lächerlich und unbeliebt zu machen. Der Schreiber war Zeuge, als sich 1903 vier deutsche Reisende aus einer Kleinstadt des Ostens am hellichten Tage vor dem elegantesten Kaffee Lissabons niederließen, sich eine Bowle brauten, mit dröhnenden Stimmen deutsche Lieder brüllten und mit den lachend umherstehenden Portugiesen zu fraternisieren suchten. In dieses traurige Kapitel gehört auch die Geschichte von der deutschen Studentenverbindung, die Oskar A. H. Schmitz erzählt. Diese vornehmen Jünglinge kamen auf die Bieridee, ihren Frühschoppen am Sonntag einmal in Rom abzuhalten. Sie fuhren in voller Wichs mit dem Nord-Süd-Expreß nach Rom, begaben sich in die Brauerei Gambrinus, vollführten dort ein ungeheures Geschrei, rieben Salamander, tranken Bierjungen und reisten am Abend nach einer Renommierfahrt durch die ewige Stadt wieder nach Haus. Noch nach Jahren erzählten sich die Römer von diesem Einfall der teutonischen Barbaren. Die Sucht der minderbemittelten deutschen Reisenden sich, sagen wir meinetwegen aus Wißbegier, in der Fremde an Orte zu drängen, wohin sie nicht gehörten und noch dazu meist unpassend gekleidet — wer kam nicht in die Lage, sich jenseits



Ph. A. von Laszlo, Baronin Bayens, 1912

der Grenze deutscher Lodenreisenden schämen zu müssen — hat dem Ansehen des Deutschen im Ausland unendlich geschadet und uns in den Ruf gebracht, schlecht erzogen und taktlos zu sein. Die regelmäßigen Nordlandfahrten Kaiser Wilhelms II. haben dann die Schiffsreisen in die Mode gebracht, von denen man in Deutschland vor dieser Zeit nichts wußte. Wie viel Sympathien sich die tausend und abertausend Deutschen, die Norwegen in diesen zwanzig Jahren besuchten, im Lande erworben haben, hat uns der Krieg gelehrt. Die deutschen Schiffe haben als einzige Erinnerung ihrer Anwesenheit das »Kieselack«, »Kieselack« zurückgelassen, mit dem sie alle Felswände der schönen stillen Fjorde besudelten. Um die Jahrhundertwende trat zu allen diesen Beförderungsmitteln noch das Automobil, dessen Entwickelung in einem Sieben-Meilenstiefel-Tempo erfolgte. Von einer belächelten Spielerei einiger Sportfexe, deren technische Unvollkommenheiten das Achselzucken der Ueberlegenheit zu rechtfertigen schienen, mit dem es begrüßt wurde, ging es geradezu sprunghaft in einen Zustand der Vollendung über, der es schon nach allerkürzester Zeit zu einem unentbehrlichen Transportmittel gemacht hat. Das lenkbare Luftschiff, das die nie genug zu bewundernde Energie und der Erfindungsgeist des Grafen Zeppelin der Welt in dieser Periode schenkte, gehört mit der Ausnutzung seiner Möglichkeiten erst der Zukunft an, ebenso wie der Flugapparat, der kurz vor dem Untergang der Zivilisation einen Jahrtausende alten Traum der Menschheit zur Wirklichkeit werden ließ.



Xavier Gosé, Raffinierte
Aus der Jugend



Modell Maison Destry, Paris
Photo. Manuel

Die Zunahme des Verkehrs, die Leichtigkeit des Ortswechsels, die Möglichkeit, sich mit weit entfernten Personen jederzeit mündlich in Verbindung setzen zu können, haben das Tempo des modernen Lebens in ungeheurer Weise beschleunigt. Für den Menschen vom Ende des Jahrhunderts drängte sich in Stunden zusammen, wozu Vater und Großvater noch Monate gebraucht hatten. Das führt mit Notwendigkeit zu einer Hetzjagd nach neuen Eindrücken, zu einem atemlosen Hasten nach immer stärkeren Sensationen. Die Presse, die sich einmal riesig vermehrt, und ferner in ihren Darbietungen vervielfältigt hat, sie bringt oft dreimal täglich ihren Lesern das neueste vom Tage, spielt dabei die Rolle der Hetzpeitsche. Das Neueste ist der Feind des Neuen, aber das Allerneueste schlägt sie beide. Morgen schon stellt sich heraus, daß alle drei erfunden sind. Macht nichts, nur weiter. So wird alles Mode, gleichviel ob Religion, Kunst, Weltanschauung, Philosophie, Perversionen. Alles wird in die Oeffentlichkeit gezerrt, entblößt, hin- und hergerissen, bewitzelt und besudelt und rasch wieder vergessen. Bei der Schnelligkeit, mit der die Eindrücke wechseln, bleiben alle an der Oberfläche, aber wie die bunten Bilder des Kaleidoskops das Auge ermüden, so hinterläßt der Irrlichtertanz der täglichen Sensationen schließlich ein Gefühl unendlicher Leere und Gleichgültigkeit. Da alles allen vermittelt wird, den einen in feinerer Aufmachung, den anderen in gröberer, diesen ästhe-

tisch verzuckert, jenen pornographisch papriziert, so klingt der Singsang am Ende doch nur monoton. Das moderne Leben bedurfte nur zwei Schablonen für das Kolorit der Gesellschaft, die eine hieß Arbeit, die andere Zerstreuung, beide auf krasse Farben berechnet, Uebergänge und Nuancen fehlen. Die Arbeit ist Selbstzweck geworden, die Zerstreuung Nervenkitzel. Freude, Behagen, Genügen waren der Generation abhanden gekommen. Das hat nicht ohne Rückwirkung auf die Gesellschaft bleiben können und sich in ihrem Ton wie in ihrer Geselligkeit stark ausgeprägt. Die Mannigfaltigkeit des modernen Lebens, das dem Enkel so unendlich viel mehr bot als dem Großvater, ließ ihn im Grunde doch viel ärmer, denn es raubte ihm die Sicherheit, die jener besessen, es machte ihn haltlos und verzagt. Das Bewährte schien ihm veraltet, aber das Vielerlei des Neuen war so verwirrend, daß er nicht wußte, wofür sich entscheiden. Nie war die Fabel vom Esel, der zwischen zwei Bündeln Heu verhungert, aktueller als in dieser Zeit. Dieses Gefühl der Unsicherheit stärkte den Herdengeist der Demokratie. »Dabei zu sein«, wie Hermann Bahr einmal sagt, »war alles. Wobei? Das weiß keiner. Bei den anderen dieser Kaste. Wo er glaubt, daß die anderen sein werden. Für jeden unter ihnen hat es nur den Reiz, daß die anderen auch dort sind.« Daher die außerordentliche Zunahme der Vereine — man spricht ja in Deutschland so



Modell Maison Bongard, Paris, 1913 *Photo. Manuel*

gern von Vereinsmeierei — und die Einführung der Klubs, denn eine natürliche Reaktion gegen die Gleichmacherei, die sich unwiderstehlich durchsetzt, hat in der Aera, in der die Klassenunterschiede rettungslos verschwinden, dazu geführt, daß die Kasten sich strenger abzusondern suchen wie je. Man hat mit Recht, wenn man das Zusammenziehen immer engerer und immer kleinerer Kreise beobachtete, fragen können: Gibt es überhaupt noch eine Gesellschaft? Lebt ein Gefühl der Zusammengehörigkeit in den Kreisen, die sich dazu rechnen? Und man hat immer mit nein antworten müssen, denn jeder der Kreise, aus denen sie sich zusammensetzt, erhebt den Anspruch, allein die Gesellschaft zu repräsentieren. Das trifft auf Deutschland zu, aber mit demselben Recht auf England und Frankreich, in denen die oberen Stände nicht weniger exklusiv sind wie bei uns. Selbst im Lande der gepriesenen Demokratie Amerika schließen sich die obersten Vierhundert hermetisch gegen alle ab, deren Geldbeutel weniger gut gefüllt ist als der ihre. Hof, Adel, Offiziere, Beamte, Finanz sind wie Gummibälle, die man in eine enge Kiste verpackt. Sie drücken sich und pressen sich, so daß sie wohl nebeneinander Platz finden, sich aber niemals vermischen können. Nur einen Faktor gibt es, dem es möglich ist, die Standesunterschiede zu überbrücken, das Geld, wofür der Hof Wilhelms II. ein Beispiel war. In dieser Beziehung war der letzte Deutsche Kaiser allerdings ein ganz moderner Mann, als er sich mehr zu reichen Leuten als zu seinem Adel hingezogen fühlte, mochten sie nun aus Galizien stammen oder sonst woher. Für ihn bedeutete Geld mehr als Herkunft und Verdienste. Im Schlosse zu Berlin war der große Geldbeutel allemal Nr. Ia. Das hing wesentlich damit zusammen, daß Wilhelm II. den Zweck seines Amtes in der Repräsentation sah und seinen Hof nicht prunkvoll genug ausstatten konnte. Unter Wilhelm I. war der Zuschnitt des kaiserlichen Hofes altpreußisch militärisch, tüchtig und solide, die eitlen Mätzchen fanden keinen Platz. Unter seinem Enkel nahm das Brimborium den breitesten Raum ein, neue Hofkostüme wurden eingeführt und sogar auf Dreimaster und Perücke zurückgegriffen. Es kam alles genau so, wie Gustav Freytag es in seiner Unterhaltung mit dem Kronprinzen Friedrich im August 1870 vorausgesehen hatte. »Die Kaiserkrone«, sagte er damals dem Thronerben, »hat zur Voraussetzung eine unablässige Repräsentation den Fürsten gegen-



B. Wennerberg *Aus dem Simplicissimus*

über. Die Hofämter, die Schneiderarbeit in Kostüm und Dekorationen werden zunehmen und immer größere Wichtigkeit beanspruchen. Das Selbstgefühl des Adels, der ganze fast überwundene Kram aller nicht mehr zeitgemäßen Ansprüche wird sich schnell mehren . . . . . im Volk wird ein höfisches und serviles Wesen einschleichen. Schon jetzt wandeln unsere Fürsten gleich Schauspielern auf der Bühne, zwischen Blumensträußen und Beifallklatschen, während in der Versenkung die vernichtenden Dämonen lauern.« Um sich mit Luxus umgeben zu können, sah Wilhelm II. sich genötigt, reiche Leute an den Hof zu ziehen, die imstande waren, den Aufwand zu treiben, den er liebte. Reiche Leute haben unter seiner Regierung den Adel nicht vergebens (und nicht umsonst) nachgesucht und je rigoroser man



Zeichnung von Marcell Dudovich
Aus dem Simplicissimus, 1913

sich gegen Einheimische absperrte, gegen die man Schranke über Schranke errichtete, um so wahlloser begegnete man Ausländern, wenn sie nur die nötigen Mittel zu besitzen schienen. Wie die mit so großer Vorliebe bei Hofe aufgenommenen Yankees dies Entgegenkommen lohnten, ist ja schon erzählt worden. Der Landadel kam nicht mehr mit und mußte sich vor der Börse zurückziehen. Er lebte für sich, Pferde, Weiber, Hunde, Jagd und Spiel füllten seine Muße. So wie Frau von Rochow das Leben in den zwanziger Jahren beschreibt, charakterisiert es Jenny von Gustedt noch in den achtzigern, wenn sie von dem Aufenthalt bei ihrem Sohn auf Lablacken in Ostpreußen sagt: »Durch Reiten, Kutschieren, durch Jagd und Segelfahrt und durch den ostpreußischen Nationalfehler langer und häu-

Adel

figer Mahlzeiten war der Tag für die Gäste ausgefüllt. Um gesellschaftlichen und nachbarlichen Klatsch drehte sich die allgemeine Unterhaltung. Es gab keinerlei Anknüpfungspunkte zur Entwickelung tieferer Interessen.« Das geistige Element, das die im Weimar der späten Goethezeit groß gewordene Jenny von Gustedt in ihren Kreisen vermißte, ist in dieser Zeit aus der Gesellschaft verschwunden. Man darf es nur noch in den Koterien allerengster literarischer Zirkel, eigentlich ausschließlich unter Männern suchen. Das Bedürfnis danach ist vorhanden. »Ich habe den Hang«, schreibt Otto Erich Hartleben, »geistig und auch physisch in dem Genuß eines literarisch angeregten persönlichen Verkehrs ganz aufzugehen. Das überreizt und verflacht zugleich. Die Einsamkeit ist der konservative Aether der Individualitäten.« Wenn man sich früher für die Gesellschaft auch geistig trainieren mußte und über das Gewand hinweg sah, so sieht man jetzt nur noch auf die korrekte Kleidung und erscheint dafür geistig im Schlafrock. Leute von Geist halten sich zurück, so daß Fred die fühlbare Entfernung der bedeutenden Menschen aus den geselligen Kreisen lebhaft beklagte. Sie erscheinen zwar im Tiergartenviertel und am Kurfürstendamm, wo sie als Schaugerichte serviert werden, aber sie prägen der Geselligkeit nicht mehr ihren Stempel auf. Das Militär bleibt unter sich wie der Adel, mischt es sich aber unter die bürgerliche Gesellschaft, so bevorzugt es die Orte, an denen gut gegessen und getrunken wird. »In den Tiergartensalons«, sagte der alte General von Kretschmann grollend, »tritt der



Modell Maison Royale, Paris
Photo. H. Manuel

Militär



Mlle. Lorrain *1913* *Photo. Talbot*

junge Offizier nur als Mitgiftjäger, der alte nur als Tafeldekoration auf«. Es folgte zwar ein Erlaß nach dem anderen gegen den zunehmenden Luxus im Offizierkorps, die höchste Stelle aber, die sie herausgab, sorgte selbst dafür, daß sie nur auf dem Papier blieben, denn sie persönlich lud sich mit Vorliebe in den Kasinos der Regimenter zu Gaste. Dauernd hört man von der Einheitlichkeit der Armee und dem Bande der Kameradschaft, das sie umschlinge, sieht man aber recht zu, so erkennt man die Abstufungen, die diese Kameradschaft aufweist. »Ein Offizier der Garde du Corps« meint L. von Nordegg »würde sich bedanken, einen Offizier vom Garde Train als Kameraden anzusehen.« Die Garde-Kavallerie ist für den Hofadel reserviert. »Unter den Damen des Hofes herrschte der alberne Trik, die Kavallerieleutnants zu bevorzugen,« schreibt



Gazette du Bon Ton, April 1913
Dinertoilette von Worth

Robert von Pommer-Esche, »wodurch sich die Infanteristen beleidigt fühlten.« Die Garde ist dem niederen Adel vorbehalten und es bedarf erst der häufigen Rekriminationen des Reichstages, ehe jedes Garde-Regiment wenigstens seinen Konzessionsschulzen erhält. Auch unter dem Adel werden noch feine und ganz feine Unterschiede gemacht. Ob sich eine Familie v. schreiben darf oder das von ausschreiben muß, sind Dinge, die den Hochmögenden des Heroldsamtes schwere Kopfschmerzen verursachen. Wer es nicht erlebt hat, der glaubt es nicht. Die offensichtliche Bevorzugung des Adels in der Armee, die in den Residenzen um den Hof nur adelige Offiziere versammelt, verfehlte nicht, in der Provinz böses Blut zu machen. Diese Mißstimmung zu beseitigen, dient dann das Uniformwesen, bei dem der Firlefanz der Litzen, Tressen, Borten, Schnüre usw. eine immer größer werdende Rolle spielt. Alle Hohenzollern zusammen haben nicht so viel Auszeichnungen, Abzeichen und Orden eingeführt, als Wilhelm II. für sich allein. Die Erhöhung der Kaution macht den jungen Offizieren das Heiraten immer schwieriger, so daß sie förmlich zur Mitgiftjagd gezwungen wer-



Modell Maison Lucille, Paris, 1913
Photo. Henri Manuel

den. Welche Zustände eingerissen waren, haben einige Skandalprozesse noch kurz vor dem Kriege enthüllt und zugleich die sittliche Fäulnis erkennen lassen, die mit der besonderen Offiziersehre durchaus vereinbar war. Daß adelige Gardeleutnants gewöhnt waren, bei ihren bürgerlichen Gastgebern 1000-Mark-Scheine in der Serviette zu finden und im Oktober schon um ihr Weihnachtsgeschenk in bar bitten durften, erfüllte die Nichteingeweihten mit Scham und Ekel, die Eingeweihten nur mit Unwillen über die Indiskretion, die das an den Tag brachte. Aber der Schuldige erhielt sofort seinen Abschied? Durchaus nicht, er wurde in die Provinz versetzt.

Geselligkeit

»Seit den Gründerjahren«, schreibt L. v. Nordegg, »als waghalsige Geschäftsleute mit der Ueberlegenheit auftraten, die ihnen ihr Geld gewährte, bestimmte die Finanz den Stil der Geselligkeit.« Wie nicht anders zu erwarten war, schraubte sie sich gegenseitig in die Höhe und steigerte sich allmählich in Raffinements hinein, die immer gesuchter wurden. Immer köstlicher werden die Blumen, die den Tisch dekorieren, immer reichhaltiger die Menus und die Weinkarte, der Fisch erscheint in der Gestalt von Gefrorenem, das Gefrorene in der Form heißer Pfannkuchen usw. Da alle, auch die minderbegüterte Beamtenschaft und der Mittelstand diesem Beispiel nacheifern, wenn sie auch immer weit dahinter zurückbleiben müssen, so entsteht in den großen Städten eine förmliche Geselligkeitsindustrie. Man kann Damast, Porzellan, Silber, Kristall in jeder

Qualität zu leihen nehmen, dazu Tische, Stühle und echte Teppiche, der Koch bringt das Diner fertig ins Haus, fehlt nur, daß man auch die Gäste borgen kann und wir möchten durchaus nicht dafür stehen, daß man in den Familien, in denen man sich jeden Leutnant beneidete, nicht auch zu diesem Mittel gegriffen hätte. Der Wunsch nach der Geselligkeit fördert bei der wachsenden Schwierigkeit allen Ansprüchen im eigenen Hause gerecht werden zu können, das Zusammenkommen am dritten Ort, im Klub oder im Wirtshaus. Die Einrichtung der Klubs, die aus England kam und dort eine so große Rolle spielt, daß man einen Herrn nach dem Klub beurteilt, dessen Mitglied er ist, hat sich auf dem Kontinent nur sehr allmählich ausgebreitet und nie recht eingebürgert. Die gesellschaftlichen Ansprüche sind in jedem Lande zu verschieden. Während ein englischer Klub ein Platz ist, an dem sich Menschen der verschiedensten Berufe zusammenfinden, um die gleichen gesellschaftlichen Absichten zu verfolgen, sind ihre Pariser Nachahmungen, die zwischen dem Boulevard des Italiens und der Place de la Concorde ihr Heim aufgeschlagen haben, die exklusiven Rendez-vous der Lebemänner aller Altersklassen und die deutschen Ableger im Grunde nur erweiterte Stammtische, die den Klub als Vorwand benutzen, um im eigenen Hause ungestört dem Spiel huldigen zu können. Deutsche Klubs setzen sich meist nur aus einer gewissen Schicht der Gesellschaft zusammen und wenn sie auch immer nach London als ihrem



Modell Paul Poiret, Paris



Albert Keller, Diner

Vorbild schielen, so fehlt ihnen vor allen Dingen die große Freiheit und Ungezwungenheit des englischen Umgangstones. In einem deutschen Klub muß jedes Mitglied jedem vorgestellt sein und jeden grüßen. In Deutschland ist eben immer bei allem der Kommiß. Die Klubs sind auch in den deutschen Großstädten häufigere Erscheinungen geworden seit die Häuslichkeit ihren Reiz zu verlieren begann und alle an ihr Beteiligten, Eltern wie Kinder sich zu isolieren streben. Die gehäufte und gesonderte Arbeit, die weiten Entfernungen haben eine Hast und eine Unruhe in das moderne Leben gebracht, die wenigstens in den Großstädten dazu geführt hat, daß selbst Eltern und Kinder sich bestenfalls noch bei den gemeinsamen Mahlzeiten treffen. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit ist gegen früher bedenklich gelockert. Schon lange pflegen Umgang, Freunde, Geselligkeit der beiden Generationen, aus denen eine Familie besteht, ganz verschiedene zu sein. Seit vollends die Frauen, gelangweilt durch die danklose Erfüllung ihrer alten Pflichten, die Fesseln des Hauses abstreiften und dem Manne gleich ins Leben hinaustraten, begann das Familiengefühl, das einst so stark war, zu erlöschen. Im Kampf ums Dasein sucht jeder nur noch sich selbst durchzusetzen. Der betrübende Fall, daß »erstklassige« Berliner Eltern es gar nicht gemerkt hatten, daß der Hauslehrer ihre Söhne zu Tode prügelte, ist charakteristisch für das moderne Familiengefühl. Arbeit und Erholung waren früher gemeinsam, einst war das





Mme. Doyen *Photo. Reutlinger*



Mlle. de Brysse *Photo. Talbot*

Haus der Mittelpunkt der Familie, in diesem Zeitraum ist es nur noch der Ausgangspunkt derselben. Was die Angehörigen ehemals einte, führt sie heute auseinander. Der häusliche Herd ist leer und kalt geworden. In Süddeutschland hat das Wirtshausleben schon von jeher eine weit größere Rolle gespielt als im Norden. Als die »Nordlichter« sich um die Mitte des Jahrhunderts in München niederließen, stellten sie mit Erstaunen fest, welche Unterschiede zwischen der bajuwarischen und der norddeutschen Gastfreundschaft bestanden. Die Uebersiedelung bayerischer Großbrauereien nach Berlin und die Errichtung so zahlreicher Bierpaläste haben auch hier das Bild verschoben. Der Biergenuß war jedenfalls der Grundpfeiler deutscher Geselligkeit. Um die Jahrhundertwende hatte die

Wirtshausleben



Gazette du Bon Ton, Mai 1913
Empfangstoilette von Chéruit

Statistik errechnet, daß auf den Kopf der Bevölkerung in Deutschland im Jahre 105 Liter Bier entfielen. Den Bierrestaurants gesellten sich die Speisehäuser, Tee- und Likörstuben, Bars, Kaffeehäuser, Büfetts in den verschiedensten Aufmachungen, für jeden Beutel berechnet und stets überfüllt. War man in den vornehmen Restaurants genötigt, sich Plätze oft tagelang vorher zu bestellen, so drängte sich in dem bekanntesten Lokal der Mittelklasse in Berlin, bei Kempinski, das Publikum zu gewissen Stunden so, daß, wenn ein Gast aufstand, sich drei andere setzen wollten. Hatte man früher gar nicht daran gedacht, für den Besuch eines Restaurants Toilette zu machen, so beginnt sich allmählich an Stelle der lässigen Formen ein gewisser Stil einzubürgern. Ein stillschweigendes Uebereinkommen stellt die Vorschriften fest, die die Toilettefragen für den Besuch vornehmer oder einfacher Lokale regeln. Damit wachsen auch die Ansprüche an die Umgebung. Die ersten Bierstuben, in denen es bayerisches Bier gab, entstanden in den Jahren der altdeutschen Mode. Sie begnügten sich noch mit einer Ausstattung in deutscher Renais-

sance zu drei Viertel Imitation und Gschnaskunst. Darüber ist man längst hinaus. Die feinen, wie die sehr besuchten Lokale wetteifern in ihrer Aufmachung. Künstler von Ruf machen die Entwürfe, erste Firmen besorgen die Herstellung und statten gewisse Räume mit einer solchen Verschwendung von köstlichem echten Buntmarmor und Goldmosaiken aus, daß die Bestimmung derselben den aufgewandten Geschmack geradezu als Ungeschmack erscheinen läßt. Tafelmusik ist selbstverständlich und man hörte vor dem Kriege die Klage, daß ein Souper ohne Musikbegleitung im Berlin des zwanzigsten Jahrhunderts undenkbar sei. An diesem Punkte berührt sich das Restaurant mit dem Vergnügungslokal. Sie haben in diesem Zeitraum an Mannigfaltigkeit außerordentlich gewonnen. Den Beginn machte das Café Chantant, das unter dem zweiten Kaiserreich entstand und sich bald die ganze Welt eroberte. 1887 beklagte Edmond de Goncourt die neuroepileptische Lustigkeit, die es hervorruft und den entsittlichenden Einfluß seiner Vorträge. Was der französische Schriftsteller für Paris feststellt, traf überall zu. Ob eine kurzgeschürzte Chansonette oder ein Volkssänger auf dem Brettl stand, die Zote war, mehr oder minder verhüllt, der Inhalt ihrer Lieder. Nachdem schon gewisse Pariser Kreise, wir denken an Aristide Bruant, Yvette Guilbert u. a. versucht hatten, dieses Genre der Unterhaltung durch das Künstlerkabarett zu heben, haben die elf Scharfrichter in München, Wolzogen in Berlin. das Ueberbrettl ins Leben gerufen, um die ästhetische Note stärker zu betonen. Nicht mit dauerndem Erfolg. Vergnügungen, die auf



Modell Maison Bern
Photo. Talbot



Modell Maison Paquin, Paris, 1914 *Photo. Talbot*

die Menge zählen, müssen sich auf den schlechten Geschmack einrichten, nicht auf den guten. Den Beweis dafür, wenn es desselben bedürfte, hat der Kinematograph erbracht, den der Berliner so passend und so schön Kientopp getauft hat. Eine großartige Erfindung wird mißbraucht, um die übelsten Instinkte zu pflegen und der Chronik der Verbrechen in der Presse wilde Konkurrenz zu machen. Das Filmdrama hat den Gipfel des Ungeschmacks erstiegen. Es hat sich alles angeeignet, was die Bühnenkunst an Unwahrem und Gemachtem ausgeschieden hatte und es muß notgedrungen auf alles ver-

Der Kientopp



Modell Maison André et Désirée, Paris
Photo. Talbot

zichten, was das Theater an großer Kunst bieten kann. Es ist in seiner technischen Vollendung und vollendeten Unkunst nicht umsonst eine Erfindung der Yankees. In den Großstädten reihte sich ein Vergnügungslokal an das andere. Das Berliner Nachtleben, das sich in der Friedrichstraße zwischen Leipzigerstraße und Linden konzentrierte, genoß ja in der ganzen Provinz das Ansehen, dessen sich Sodom und Gomorrha bei den Gläubigen erfreuen. Der Kitzel, an das Verbotene zu rühren, tat hier oft das Beste. Er warf einen verklärenden Schimmer auf das, was sonst nur platt und gemein erschienen



A. v. Kubinyi, Cake-walk *Aus der Jugend*

sein würde. Der Nervenreiz, der nach Abwechslung suchte, veranlaßte die ganz Blasierten nach stärkeren Stimulantien zu greifen und sich auf Augenblicke wenigstens von der Höhe der Kultur und Gesittung in die Regionen hinabzubegeben, in denen der Abschaum der Bevölkerung haust. Man sucht die Verbrecherkeller auf. In Neuyork und St. Franzisko die Chinesenviertel, in London die Opiumhöhlen, in Paris genießt die berühmte Großfürstentour durch die Stammlokale der Zuhälter und des Gesindels einen Weltruf mit zwei Sternen in den Reisehandbüchern. In Berlin geht man in die Kaschemmen und wer sich furchtbar forsch und pervers vorkommen will, besucht den Strammen Hund.

Der Tanz Hier müssen wir auch den Tanz nennen, ist er doch von allen Freuden stets diejenige gewesen, der die Jugend am

liebsten huldigte. Am Anfang des Jahrhunderts wurde der Walzer populär, in der Biedermeierzeit die Polka, unter dem zweiten Kaiserreich der Kotillon, am Ende des Jahrhunderts kommt die Washington Post von Amerika herüber, als harmloser Vorläufer der exzentrischen Tänze, die das erste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts den Negern entlehnte und in Europa einführte: Cakewalk, Machiche und vor allem Tango. Der Tango ist mit der gleichen Begeisterung und der gleichen Entrüstung begrüßt worden, wie hundert Jahre vor ihm der Walzer. Dutzende von Moden in Stoffen, Farben, Gerüchen und Geschmack sind nach ihm benannt worden und doch wird er niemals so volkstümlich werden können wie sein ebenso verlästerter Vorgänger es geworden ist. Rhythmus und Takt prägen sich nicht leicht genug ein und seine Pas ebensowenig. Es ist ein Tanz für Snobs, die ihn ja auch mittlerweile schon wieder für Foxtrott und andere exotische Erfindungen aufgegeben haben. Im Berliner Vergnügungsprogramm nahm der Tanz einen breiten Raum ein, privat wie öffentlich. Waren die Tanzunterhaltungen bei bezahltem Entree früher hauptsächlich auf die niederen Stände berechnet, so setzt nun eine Bewegung ein, sie nach Pariser Muster, zwar nicht exklusiver, aber immer kostspieliger zu gestalten. Prunkende Ausstattung der Lokalitäten, vollendete Musikbegleitung, Toilettenzwang wirken zusammen, um die Tanzlokale zu Anziehungspunkten für die Halbwelt zu machen, der die Lebewelt auf dem Fuße zu folgen



Modell Maison Drécoll, Paris, 1914
Photo. Talbot



Gazette du Bon Ton, Februar 1914
Dinertoilette von Doucet

pflegt. Als Kunst hat der Tanz in dieser Zeit eifrige Pflege gefunden, er ist zur beseelten Aesthetik geworden. Wenn Loie Fuller ihn in ihrem Serpentintanz mit Licht und Duft durchwebte, ein zu farbiger Bewegung gerinnender Traum, so haben lange nach ihr andere Damen den Tanz dadurch zu adeln versucht, daß sie ihn auf ein Spiel plastischer Formen zurückführten. So strampelten sie die Mondscheinsonate und zappelten manches Adagio. Sie glaubten die Wirkung ihrer Darbietungen dadurch steigern zu müssen, daß sie ihre Kleidung mehr und mehr reduzierten und manche von ihnen schließlich fast nackt vor dem Publikum herumhüpften. Wenn sie nicht wußten, daß auch die schönste Frau durch ihren Anzug nur gewinnen kann und an Reiz mit jedem Kleidungsstück, das sie ablegt einbüßt, so haben es ihnen die Ballettteusen gelehrt, die sie gänzlich und für immer vertrieben zu haben glaubten. Plötzlich war das alte Ballett wieder da, eine Offenbarung inmitten der Springinkels. Sieh da, es konnte wirklich tanzen, was man so lange nicht mehr gesehen hatte. Im Kranze der modernen Vergnügungen würde ein wichtiges Blatt fehlen, wollte man nicht an den Sport denken. Er war vor dieser Zeit in Deutschland so gut wie unbekannt, denn

Sport



Modell Maison Trois Quartiers, Paris, 1914
Photo. Henri Manuel, 1914

weder Turnen noch Krokett gehören in diesem Sinne dazu. Das Turnen nach deutschem Muster war mehr oder weniger Kraftmeierei. Sport im Sinne allseitiger körperlicher Ausbildung, bei der Anmut und Geschicklichkeit nicht notwendig ausgeschaltet werden müssen, ist erst ein Erzeugnis der beiden letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts. Wie so manches andere im gesellschaftlichen Leben englischer Import. Tennis begann und schaltete das bis dahin so leidenschaftlich gespielte Krokett ganz und gar aus. Gleichzeitig kam durch die Erfindung des Pneumatiks das Radfahren in Schwung, das durch die Fortschritte der Fabrikation rasch völlig ins Leben überging, so daß die Angestellten aller Kategorien vom



Paul Rieth, Tandem — *Aus der Jugend*

Assessor bis zum Maurer sich des Rades als Fortbewegungsmittel bedienten. Das Gefallen am Sport ließ in kurzer Zeit alle Betätigungsarten desselben bei uns heimisch werden, mochten sie nun wie Football und Polo aus England, wie Skilaufen, Rodeln, Bobsleigh aus Norwegen kommen. Es war ein frisches fröhliches und gesundes Leben und zeigte, daß unsere männliche Jugend der jeder anderen Nation an körperlicher Tüchtigkeit mindestens gleichwertig war. Das Sportwesen auf dem Lande und zu Wasser im Sommer wie im Winter, bildete ein äußerst wertvolles Gegengewicht gegen den Unfug der deutschen Trinksitten, wie sie nur noch die Studenten pflegten, die Trunkenheit und unmäßigen Genuß



Max Liebermann, Tennis

(Verlag von Paul Cassirer, Berlin)

von Bier und Spirituosen als ein köstliches Vorrecht in Anspruch nahmen. Eine Schattenseite des Sports war die Ausartung desselben in ein berufliches Professionalwesen, von dem jeder Sport nur noch des Rekords wegen getrieben wurde. Die Wettbewerbe, Turniere, Preiskämpfe, Rennen usw. haben zu dieser Uebertreibung allerdings das Ihrige getan. Sportplätze und Sportpaläste entstanden in immer größeren Ausmaßen und zeigten, wie der Sport sich immer weiterer Kreise bemächtigte. Die Badeorte, die früher nur eine Saison im Sommer gehabt hatten, schlossen im Winter nicht mehr, war doch der Andrang der Sportfreunde bei Schnee womöglich noch größer, als einstmals in der warmen Jahreszeit. Die Technik machte es sogar möglich, jetzt das ganze Jahr hindurch auf künstlichem Eis Schlittschuh laufen zu können, denn jeder Neuerung, jeder Erfindung folgte die Spekulation, die sie sofort in Vergnügungsunternehmungen auswertete und immer in größtem Stil, war sie doch stets sicher, ein dankbares Publikum zu finden, das die Eispaläste willig füllte. In der Zeit des beschleunigten Bahnverkehrs und des Automobilismus kommt auf einmal das Wandern zu Ehren. Die Fußreisen



Modell der Wiener Werkstätte

Manieren

der Großväter werden wieder Mode und erlauben Pfadfindern und Wandervögeln, die Welt mit einer Ruhe und unabhängigen Freiheit zu betrachten, wie sie den fahrenden Reisenden nicht mehr gegönnt ist.

Die Gesellschaft, die sich anders kleidete als ihre Vorfahren und anderen Vergnügungen nachging, nimmt auch andere Manieren an. Das Schnellzugstempo von Leben und Verkehr führt im Umgang zu einer Abkürzung der Formalien, die Liebenswürdigkeit und Entgegenkommen nicht nur in Wegfall bringen, sondern geradezu unfein erscheinen lassen. Eine trockene Höflichkeit ersetzt das gesellschaftliche Wohlwollen von einst, die englischen Manieren kommen auf dem Kontinent zu voller Geltung. Uebrigens durchaus nicht nur in Deutschland. Die französische Gesellschaft modelt sich nach dem Londoner Beispiel und bereits 1881 fiel es Edmond de Goncourt auf, daß auch die italienische Gesellschaft von der Wut befallen ist, den Engländern Kleider und Manieren abzusehen. Er hält Minghetti für einen Engländer, der auf diesen Irrtum stolz ist. Diese Tendenz der Italiener hat nur zugenommen; jedem, der in den letzten Jahren vor dem Kriege die Apenninen-Halbinsel besuchte, mußte es auffallen und darüber belehren, auf welcher Seite sich die Sympathien der neuen Römer befanden.

Grattez .... et vous trouverez le barbare

Korrekt sein nach angelsächsischem Vorbild ist das Wesentliche. In alle Sprachen geht das Wort Gentleman über, um ein festländisches Ideal zu bilden. Ein Ideal, d. h. soviel wie etwas Unerreichbares. Allerdings unerreichbar. Als 1912 die Titanic unterging, da zogen sich einige Amerikaner, als sie

den unvermeidlichen Tod vor Augen sahen, den Smoking an, um in einem schicklichen Anzug zu sterben. Als im Mai 1897 der Wohltätigkeitsbazar der Rue Jean Goujon in Paris in Flammen aufging, da traten die Gentlemen die Damen zu Boden und brachten sich in Sicherheit. Das passierte der fine fleur einer Gesellschaft, die sich immer für die erste der Welt ausgegeben hat. So sieht sie unter ihrem Kulturfirnis aus. Ideal und Wirklichkeit.



Von demselben Verfasser erschienen früher und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bekleidungskunst und Mode

Die Entstehung der Kleidung / Die Entwickelung der Tracht / Ästhetische und psychologische Probleme / Die Mode / Reformen und Revolutionen

Klein 4° / 128 Seiten mit 137 Abbildungen

DELPHIN-VERLAG / LORI-STRASSE Nr. 2 / MÜNCHEN



Modespiegel

Die Mode / Die Entstehung der Weltmode / Die Mode im 19. Jahrhundert Freiheitskrieg und Mode / Vom Brautkleide / Kinderkleid und Kindermode im Wandel der Zeit / Schönheitsabende in alter Zeit / Zur Geschichte des Modejournals

Klein 4° / 176 Seiten mit 132 farbigen und schwarzen Abbildungen.

VERLAG VON GEORGE WESTERMANN IN BRAUNSCHWEIG



Das Bühnen-Kostüm
in Altertum, Mittelalter und Neuzeit

Erstes Buch. Altertum. Erstes Kapitel: Die griechische Bühne / Zweites Kapitel: Die römische Bühne

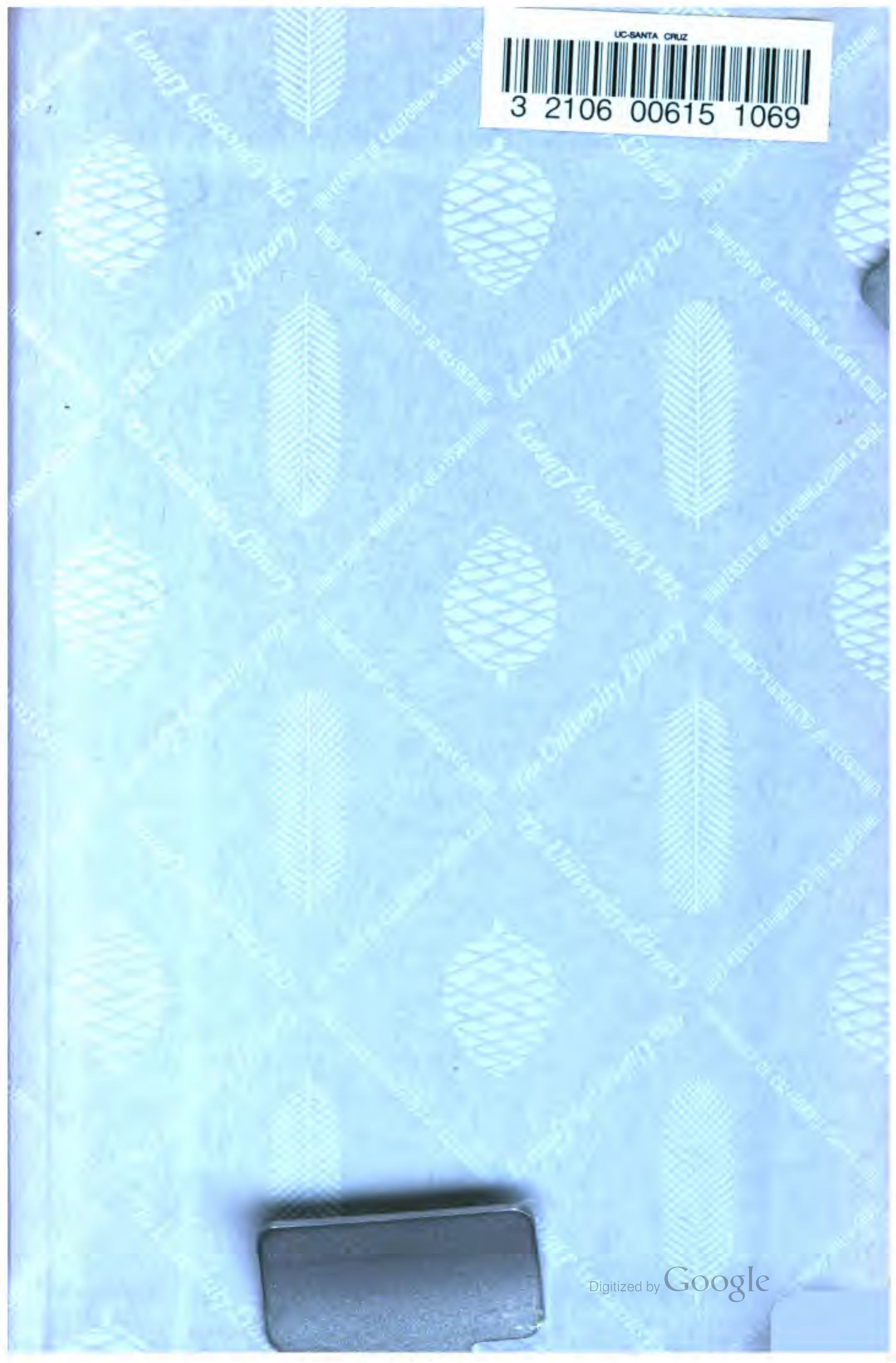
Zweites Buch. Mittelalter. Drittes Kapitel: Die liturgische Feier Viertes Kapitel. Passionsspiel und Mysterium / Fünftes Kapitel. Moralitäten, Fastnachtspiele und Possen

Drittes Buch. Neuzeit. Sechstes Kapitel: Übergänge / Siebentes Kapitel. Das Kostüm der komischen Bühne / Achtes Kapitel: Höfische Feste. Die Oper / Neuntes Kapitel: Das stilisierte Kostüm / Zehntes Kapitel: Das historische Kostüm

Groß 4° / Mit 350 schwarzen und farbigen Bildern

VERLAG VON BRUNO CASSIRER / DERFFLINGERSTR. Nr. 15 / BERLIN W 35




UC-SANTA CRUZ
3 2106 00615 1069

